

Claudia Selheim

## »... sobald sich das kleinste Löchlein zeigt, muß man gleich selbige flicken...« Studentenkleidung im Jahr 1787 und der Umgang mit ihr

### Zusammenfassung

Aus Anlaß des Studienantritts seines Sohnes legte Carl Benedict Welle, Mitglied der bürgerlichen Führungsschicht in Fulda, ein schriftliches Kleiderverzeichnis nebst einiger »Verhaltensregeln« zum Umgang mit den Textilien an. Es vermittelt Einblicke in die Kleidungsmöglichkeiten und den Kleiderumfang eines angehenden Akademikers vor der Französischen Revolution. Die Quelle wird vollständig vorgestellt und in den familiären und sozialen Kontext eingeordnet, unter Berücksichtigung der 1578 begonnenen Welleschen Familienchronik. Die verwendeten Stoffarten lassen Rückschlüsse auf den praktischen Gebrauch und die Strapazierfähigkeit der Kleidung zu.

Das Thema »historische Studentenkleidung« fand in der Kleidungsforschung bisher kaum Beachtung und wenn diese gruppenspezifische Kleidung berücksichtigt wurde, behandelten die Autoren sie in der Regel nur cursorisch<sup>1</sup>. Der einzelne Student und seine Gewandung rückten zumeist in den Hintergrund, zum einen weil oft nicht faßbar, zum anderen vermutlich weil sich die vestimentäre Ausstattung nicht wesentlich von gleichaltrigen bürgerlichen Zeitgenossen unterschied<sup>2</sup>. Außerdem war der Schritt aus dem elterlichen Haus an die Universität in der Regel kein Anlaß, schriftliche Kleiderverzeichnisse anzulegen. Anders verhielt es sich allerdings im Fall eines Studenten aus Fulda am Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Bevor der 18jährige Johann Peter Welle 1787 sein Studium an der Universität Ingolstadt antrat, hatte ihm der um das Wohl seines Sohnes besorgte Vater Carl Benedict Welle (1718-1799) einige Ratschläge, »Verhaltens=Reglen«, mit auf den Weg gegeben, die er in einem 26 Seiten umfassenden Heft im Duodezformat (16 x 10 cm) festhielt, welches die Aufschrift trägt: »Verzeichniß Jener Kleidungen, Weiszeuch und anderer Dingen, die ich meinem Sohne Johann Peter Welle mit nach Ingolstadt gegeben«. In dem Manuskript finden sich neben der Aufstellung der Kleidung Verhaltensmaßregeln – auch im Umgang mit den aufgelisteten Gegenständen. Verwahrt wird dieses Verzeichnis zusammen mit einem Brief aus

### Abstract

When his son went to university Carl Benedict Welle, a leading member of the bourgeois establishment in Fulda, wrote an inventory of his son's clothes and added some advice on how to look after them. The inventory allows a glimpse of the mode of dress and the extent of the wardrobe of a budding scholar in the period just before the French revolution. The source is fully documented and put into the social and family context, drawing on the chronicle of the Welle family which was begun in 1578. The fabrics mentioned permit conclusions to be drawn as to how practical and hard-wearing the clothes were.

dem Jahr 1799 von Carl Benedict Welle an seinen Sohn im Institut für Hochschulkunde an der Universität Würzburg<sup>3</sup>. Es fehlten dort jegliche Angaben über die Provenienz der schriftlichen Zeugnisse. Nachforschungen zeigten recht bald, daß es sich bei dem Verfasser der Schrift, Carl Benedict Welle (Abb. 1), um eine schillernde Persönlichkeit der Fuldaer Gesellschaft der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts handelte. Die Einordnung der im folgenden vorgestellten Quelle in den familiären und sozialen Kontext wird dadurch erleichtert, daß Carl Benedict Welle der Nachwelt die »Beschreibung deren Wellischen Anverwandtschaften, anfangend vom Jahr 1578 nebst ihren Geburten, Heuraten, Todesfällen, Reisen, Bedienungen und anderen Begebenheiten« hinterließ<sup>4</sup>. Welle, der unter vier Fürstbischöfen diente<sup>5</sup>, bekleidete, wie er nicht ohne Stolz am Beginn der publizierten Chronik verlautbaren läßt, unter anderem die Ämter eines Fürstlich Fuldaischen Hofkammerdirektors (1761), eines Landesobereinnahmedirektors (1769) und eines Geheimen Rates (1781). Ferner war ihm für die Dauer von rund 20 Monaten die Münzstätte (1763) übertragen worden. Zudem oblag ihm die Direktion und Errichtung einer Porzellanfabrik<sup>6</sup> sowie die einer Plüsch- und Wollzeugfabrik. Mithin zählte der fürstbischöfliche Beamte im Hochstift Fulda zur bürgerlichen Führungsschicht, der schon seine Vorfahren angehört hatten.



Abb. 1 Porträt Carl Benedict Welles, 1786, gemalt von Kammerkanzlist Vollmüller

Die familiengeschichtlichen Notizen sowie das seinem Sohn ins Studium mitgegebene Heft zeigen deutlich, wie wichtig dem Vater u. a. Kleidungsfragen waren. So erinnert sich der Beamte in den Aufzeichnungen noch sehr genau an zwei von ihm getragene »Kleider« aus seiner Studentenzeit<sup>7</sup>, nämlich an »ein castanien braunes mit goldenem knöpf und knopflochn auch seidenen Unterfutter, dan ein bläuliches mit silbernen knöpfen, beyde stahl neu, nebst einem mit gold bordiertem Huth«<sup>8</sup>, die sein in Geldnöten befindlicher Bruder in Straßburg verkaufte.

Im Dezember 1760 verlobte sich Carl Benedict Welle in Mainz mit der Tochter des vermögenden kurmainzischen Hofrates Melchior von Birckenstock, Clara Theresia Catharina (1729-1773). Nachdem Welle im März 1761 zum Hofkammerdirektor aufgestiegen war und bei seiner Kusine verweilte, überlegte er mit dieser, wie er seine Braut erfreuen könnte. Schließlich ließ er ihr »einen Stoff zum Kleid ad 160. fl., eine

Garnitur Spitzen ad 130. fl., einen gestickten färbigen Unter-Rock ad 30. fl., eine Evantaille ad 12. fl.<sup>9</sup>, einen Brillantenen Ring ad 200. fl., einen galanterie Ring ad 33. fl., ein diamantenes Hals- und Ohrgehäng ad 160. fl., sechs Paar seidene Strümpf ad 18. fl.«<sup>10</sup> und das Dekret, welches ihn zum Hofkammerdirektor in Fulda ernannte, zukommen. Seine Braut beschenkte ihn im Gegenzug mit sechs Hemden »von feinstem Holländischen Duch<sup>11</sup> mit kostbaren Manchetten, einem Französch damastenen Schlafrock, und fein ausgenähten Nachthauben mit spitzen«<sup>12</sup>.

Als Clara Theresia Welle 1773 verstarb, wurde ihr Leichnam mit weißem Leinen und schwarzem Band eingekleidet<sup>13</sup>. Seine fünf noch lebenden Kinder versah Carl Benedict Welle mit Trauerkleidern. Seine drei Töchter<sup>14</sup> bekamen zudem weiße Halstücher, das Stück zu einem Gulden, sowie einige Ellen schwarzen Bandes<sup>15</sup>. Darüber hinaus erbten sie die Kleidung, »worinnen die Seelige verstorben« war<sup>16</sup>.

1776 besuchte der Kammerdirektor die Frankfurter Ostermesse. Als »Reiseandenken« brachte er seiner Schwester, der nunmehrigen Erzieherin seiner Kinder, und diesen »nebst andern Kleinigkeiten, Zeüche zu neuen Kleidern als Messstücke zu Geschenken mit«<sup>17</sup>. Im gleichen Jahr wurden seine drei jüngsten Kinder gefirmt. Johann Peter Welle und sein Bruder erhielten aufgrund dieses Anlasses eine »Garnitur silberner Schnallen« als Geschenk<sup>18</sup>. Dabei muß offenbleiben, ob es sich um die Schuhschnallen handelte, die der Vater in der Auflistung der Dinge nannte, die er seinem Sohn mit ins Studium gab. Als Carl Benedict Welle 1787 wiederum auf der Frankfurter Messe verweilte, bedachte er seine Töchter mit Taft<sup>19</sup> für je ein Kleid, seine Söhne mit Tuch und seine Hausmagd mit verschiedenen Ellen Tutz für einen Rock<sup>20</sup>. Wengleich sich Welle großzügig zeigte, so kannte er sehr wohl die unterschiedlichen Stoffqualitäten. Deshalb erhielt die Magd den qualitativ geringwertigsten der erworbenen Stoffe.

Zur Hochzeit seiner Tochter Franziska Theresia mit dem Sohn des Fuldaer Hofkammerrates Schultheiß im November 1783 gab er ihr neben 1000 Gulden einen »neuen Atlassen Salop<sup>21</sup> von der besten Sorte, mit Beltz Verprämt: Ein neues Tafentes Kleid: 56 Ellen Leinen zu Hemdern, eine goldene Uhr und weitere kleine Ausstafirung. Dem Herrn Bräutigam einen diamantenen Ring und Zitzenen Schlafrock«<sup>22</sup>. Auch die Geschenke des jungen Ehemannes an seine Frau, Welles Tochter, verzeichnete Carl Benedict Welle genau. Danach schenkte der Bräutigam Franziska Theresia »ein nach der neuesten Mode garnirten Stoffene(s) Kleide. Neu Bettwerck und Spitzen wurden von keinem Theile gegeben, weilen die Schwiegervätere damit genugsam versehen, und alltäglich damit ausgeholfen werden kann«<sup>23</sup>.

Am 24. Juli 1769 war als siebtes Kind des Hofkammerdirektors Johann Peter Nicolaus Aloysius Welle in Fulda auf die Welt gekommen. 1776 besuchte der Junge die dortige Trivialschule;

für seine hervorragenden Leistungen in der »Christlichen Lehre« erhielt er am Ende des Schuljahres als Auszeichnung eine Landkarte. Zudem unterrichtete ein Privatlehrer (Präzeptor) Johann Peter Welle und seinen Bruder Wilhelm zweimal täglich<sup>24</sup>. 1778 erfolgte die öffentliche Prüfung der Trivialisten im Fuldaer Rathaus und wiederum errang Johann Peter Welle eine Prämie für sein schulisches Können<sup>25</sup>. Es schloß sich der Unterricht bei einem Privatlehrer und Schulunterricht bei ehemaligen Jesuiten an<sup>26</sup>. Am Ostersonntag des Jahres 1781 ging der Knabe zur ersten Kommunion. 1782 war er an der Philosophischen Fakultät der 1734 gegründeten Fuldaer Universität immatrikuliert<sup>27</sup>. Er bezog das Seminar allerdings erst 1783 und besuchte dort Kurse in Philosophie und Rhetorik<sup>28</sup>, die eine Vorbedingung zum Eintritt in höhere Fakultäten darstellten. Am 27. September 1784 nahm Carl Benedict Welle seine Söhne vom Fuldaer Seminar, und seit dem 15. November unterrichtete sie ein Mitglied des Fuldaer Benediktiner Konvents, Maurus Rupfer, in Latein, Algebra und Philosophie<sup>29</sup>. Seit September 1785 studierten die Brüder Welle Philosophie bei dem Benediktiner Pater Columbus Becker, im folgenden Jahr erhielten sie den Grad eines »Baccalaureatus«.

Es war vorgesehen, daß Johann Peter Welle die Präbende am Apostelstift in Köln von seinem Onkel Julius Heinrich von Birkenstock übertragen bekam<sup>30</sup>. Bereits im Juni 1777 hatte der Junge aus diesem Grund die erste Tonsur erhalten, aber 1786 erklärte er seinem Vater, daß er die geistliche Laufbahn nicht einschlagen wolle und sich für eine weltliche entschieden habe. Auf die ihm zustehende Präbende verzichtete er zugunsten seines Bruders Wilhelm. 1787 ließ der Hofkammerdirektor seinen Sohn Johann Peter Physik hören und im September des Jahres schloß der Sohn die philosophischen Studien erfolgreich ab, den Titel eines Magisters erhielt er aber erst 1788<sup>31</sup>. Der alleinstehende Vater hatte das Glück, daß sein Sohn in den Genuß eines Stipendiums kam, das 1579 der Doktor der Theologie Michael Benz, Domkapitular in Passau und Probst in Vilshofen, gestiftet hatte<sup>32</sup>. Diese Studienförderung war für die Nachfahren der Familie Welle bestimmt und an das im Jahre 1494 von Herzog Georg dem Reichen begründete Kollegium Georgianum in Ingolstadt gebunden. Es handelte sich um ein mit Einkünften versehenes Studentenhaus, wo die Stipendiaten Beherbergung und Verköstigung bekamen. 1783 wurde dieses Stipendium mit dem von Martin Eisengrein ins Leben gerufenen zusammengezogen<sup>33</sup>. Infolgedessen hatten die Familie Welle und die Herren von Waibling genannt Seitz im Wechsel von vier Jahren das Recht, einen Kandidaten aus ihrer Familie zu benennen.

1787 stand das Benzisch-Eisengreinsche Stipendium über 110 fl. für die Familie Welle zur Verfügung. Carl Benedict Welle schickte seinen Sohn Johann Peter am 25. Oktober des Jahres zum Studium an die kurbayerische Landesuniversität Ingolstadt, wo das Studienjahr am 1. November begann. Der 18jährige

Johann Peter Welle immatrikulierte sich für das Studienjahr 1787/1788 an der juristischen Fakultät<sup>34</sup>. Die Hochschule hatte damals bewegte Zeiten hinter sich. So war 1773 der Jesuitenorden verboten worden und 1785 war die Aufhebung des Illuminatenordens erfolgt, dem bedeutende Professoren angehört hatten.

Wichtig für die Entwicklung der Ingolstädter Universität war im 18. Jahrhundert das Direktorat des aufgeklärten Staatsrechtlers Johann Adam von Ickstatt (1746-1776). Während seiner Amtszeit bekam die historisch fundierte Rechtswissenschaft einen immer größeren Stellenwert für den Landesherrn. So stand generell der Nutzen für den Staat beim Ausbau der Universität im Vordergrund, da die sich intensivierende zentralisierte Bürokratie in zunehmendem Maße auf historisch, juristisch und ökonomisch geschulte Beamte angewiesen war. Die 1758/1759 vorgenommene Kodifizierung des gesamten bayerischen Rechts war die verpflichtende Quellengrundlage für das juristische Studium in Ingolstadt geworden. Dies brachte für die Absolventen der Rechtswissenschaften der dortigen Universität Schwierigkeiten mit sich, wenn sie nicht in den bayerischen Dienst eintreten wollten<sup>35</sup>. Möglicherweise war dies ein Grund für den jungen Welle, sich nicht über das Studienjahr 1787/1788 hinaus in Ingolstadt zu immatrikulieren. Denn schon im Oktober 1788 reiste er nach Heidelberg, um dort seine juristischen Studien fortzusetzen<sup>36</sup>. So machte der antiklerikal eingestellte Aufklärer Johann Pezzl bereits 1784 in Ingolstadt die Beobachtung, daß »in den obern Klassen beinahe Niemand hier [studiert, C. S.], der nicht aus besonderen Umständen und Absichten dazu genöthiget ist«<sup>37</sup>, wobei er aber gerade den Juristen Fleiß besttigte.

Die Universität hatte zum damaligen Zeitpunkt nicht mehr den besten Ruf inne. Pezzl verlor kaum ein gutes Wort über die Stadt und die hohe Schule: »Der Hauptfehler steckt darin, daß die Universität in Ingolstadt ist. Der Ort ist klein, arm, nicht sehr gesund, ist ohne Hof, ohne Noblesse, ohne Theater...«<sup>38</sup>. Zudem beklagte er, daß die Studenten keine angemessene Lebensart und Erholung in der Donaustadt finden könnten außer in den Trinkstuben. 1787, als Johann Peter Welle sein Studium hier aufnahm, lobten die »Literarischen Nachrichten vom itzigen Zustande der baierischen Universität in Ingolstadt« hingegen die Bemühungen um die angehenden Akademiker »in Sprachen, Reiten, Tanzen, Fechten, Ballspielen und so andern nützlichen Künsten um sehr gemäße Preise«<sup>39</sup>.

Auf dem Weg nach Ingolstadt wurde Johann Peter Welle von seinem Bruder Wilhelm bis Würzburg begleitet, wo sie sich drei Tage die »dortigen Schönheiten besahen«<sup>40</sup>. Der Vater stellte für den weiteren Reiseweg des angehenden Studenten von Würzburg über Nürnberg nach Ingolstadt 33 fl. bereit.

Johann Peter Welle sollte verschiedene Kollegien besuchen und Französisch lernen. Carl Benedict Welle hoffte, daß der

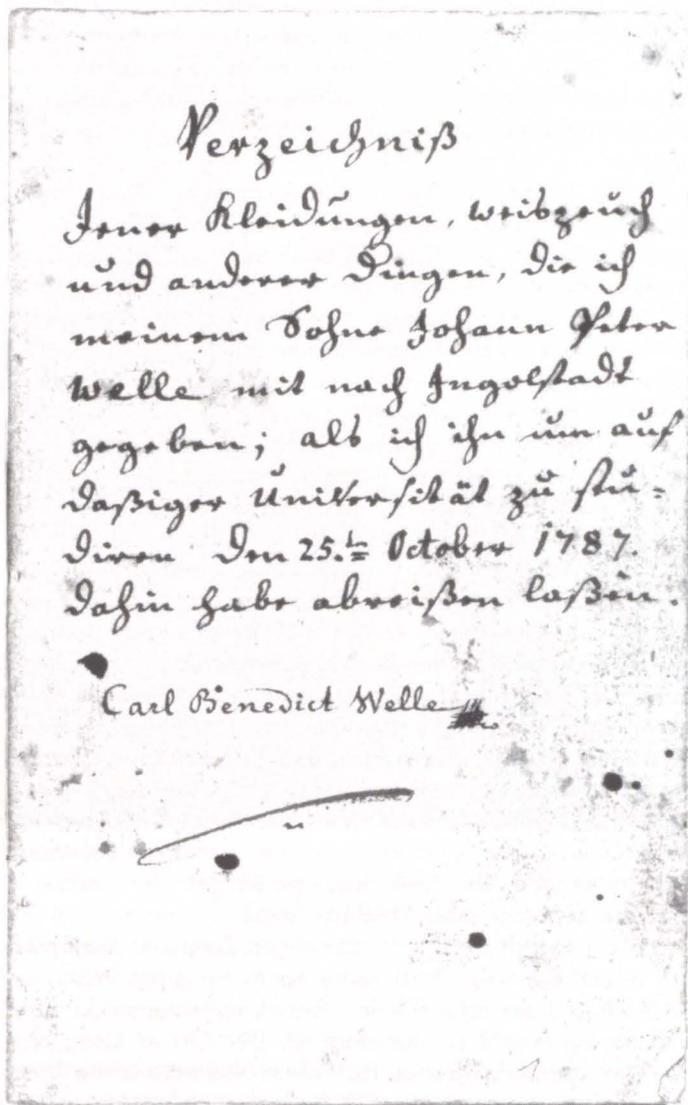


Abb. 2 Titelblatt des von Carl Benedict Welles angelegten Verzeichnisses, 1787

Sohn später in Fuldaische Dienste treten könne, wie es denn auch 1793 der Fall war, als er zum Sekretär der »Hochfürstlichen Landes Obereinnahme« ernannt wurde<sup>41</sup>. Zudem gab der besorgte Vater, wie er in der Familienchronik festgehalten hat, seinem Sohn Johann Peter schriftlich die im folgenden abgedruckten Ratschläge mit auf den Weg, »wie er sich in allen Vorkommenheiten gegen Gott, gegen seinen Nächsten und gegen sich selbst zu betragen habe«<sup>42</sup> (Abb. 2):

[S. 1] »Verzeichniß

Jener Kleidungen, Weiszeug und anderer Dingen, die ich meinem Sohne Johann Peter Welle mit nach Ingolstadt gegeben; als ich ihn nun auf daßiger Universität zu studiren den 25.ten October 1787 dahin habe abreißen lassen.

Carl Benedict Welle

[S. 2] Mein liebster Sohne Jean Pierre

Was ich dir an Weiszeug, Kleidungsstücken und andern Dingen mitgegeben, als ich dich im October 1787 auf die Universität nach Ingolstadt in Bayern habe abreißen lassen, das alles wirst du hierin namentlich verzeichnet finden:

Sehr wenige /: es müßten dan Kinder von Adel oder gar reichen Eltern sein :/ wirst du dort antreffen, die so vollkommen wie ich bei dir gethan, ausstafirt erscheinen: die alleinige Liebe gegen dich hat mich darzu bewogen: In der Hofnung, [S. 3] daß du meine Vaterliebe daran erkennen, dich gegen mich dankbar erzeigen, meinen Ermahnungen folgen, fleisig studiren, Gott vor Augen halten, deine Zeite wohl anwenden, und durchaus so betragen werdest; daß mich meine an dich verwendete Gelder nicht reuen; ja vielmehr deine gute Auführung mich bewegen möge, mein Väterliches Herz dir ferner kenntbar zu machen.

Ich kann dir nicht bergen, daß mich deine Ausstafirung schwehres Geld gekostet: ja daß ich über meine Vermögenskräfte gewisser maßen bei dir hinausgestiegen seie.

[S. 4] Würde ich an jedes meiner vier übrigen Kinder so viel Geld verwenden, als ich für dich nunmehr aufzuopfern anfangen muß; so würde nach meinem Tode zu eurrer weitem Unterhaltung und Lebensnothdurf sehr wenig übrig bleiben.

Glaube ja nicht, als ob es deine dermaliche Ausstafirung allein seie, wofür ich zu sorgen und Geld zu verwenden habe: Deine an dem Regententisch zu genießen bekommende Kost, die du keiner Orten in der Stadt besser finden wirst, dein besonderes warmes Zimmer dein Trunk etc. etc. müßen noch besonders von mir bezahlt werden<sup>43</sup>, ohne der Hin und Herreise, ohne [S. 5] der Vacanszeite, die mir durchaus zu Last fallet und in Aufrechnung kömmt, auch anderer unvorzusehender Ausgaben zu gedenken. Welche sämtliche Kösten vielleicht höher, als ich mir es selbst vorstelle, ausfallen dürften.

Hierzu kömmt noch ein für dich zu bestimmendes Spielgeld<sup>44</sup>: Damit du nun aber meine väterliche Liebe, die ich zu dir trage, hier im ganzen erkennest; so wittme ich dir zu solch deinem Spielgeld, wochentlich einen Gulden; den du von dem Herrn Regenten<sup>45</sup> in jeder Wochen, niemalen aber mehr, als besagten einen Gulden, abzulangen und zu überkommen hast: Jedoch mit dem Vorbehalt, [S. 6] daß du dir deine Stiefel und Schuhe, auch Frisur und Haarpuder davon anzuschaffen und zu bezahlen verbunden seiest.

Wende dieses dein Spielgeld, das gewiß für einen jungen Menschen, der all sonstiges frei hat, sehr ansehnlich ist, nicht zu Schleckereien im Caffé, Bunsch und der gleichen der Gesundheit schädlichen Dingen an: Verschleudere es nicht auf Karten- Würfel- Lotto- oder Pilliar-Spiel<sup>46</sup>, wobei du Verlust, Streit und Unglück zu erwarten hast: Lehne

keinem anderen, wäre es auch dein bester Freund, etwas davon; Er mag dir das Wiedergeben versprechen so kräftig [S. 7] Er auch immer wolle; ja nicht einmal gegen ein Unterpand: wer jungen Leuten Geld lehnt, dem geht es sicher verlohren, und macht sich jenen dem er was geliehen, wenn er es wiederfordert, zum Feinde.

Zu solchen unnützen Verwendungen ist dir dieses Geld von mir nicht bestimmt: Sparsamkeit zu erlernen, nützliche Dinge zu kaufen, und erlaubte wohlstandige Ermunderungen dir zu Zeiten davon zu machen, sind die Absichten, zu deren Ende ich es dir auszahlen lasse.

Sollte ich wider besseres Verhoffen in Erfahrung bringen, wie es mir dan gewiß nicht verhüllt und verborgen bleiben wird, daß du dein [S. 8] Spielgeld mißbrauchest, verschwendest, verspielest, oder welcher Art es geschehe, liederlich durchbringest; so kann ich dir nicht borgen, und du kannst dich sich [sic] darauf gefast halten, das ich solchen falls Dir das ganze Spielgeld, da mich diese Geldausgabe ohnehin schwehr ankömmt, entziehen und absprechen werde. Wirst du dich aber betragen wie es wackern und ordentlichen jungen Leuten zukömmt, so wirst du an mir einen immer gutthätigen und zu deinem Vergnügen geneigten Vater finden. Deine nun allgemach zur Reife kommende Vernunft sezt mich in den angenehmen Trost, du werdest nun die jugendliche Fehlritte vermeiden [S. 9] ein männlich vernünftiges, und auf deine einmaliche Glücksbeförderung Aufsicht werfendes Betragen dir angewöhnen: In dieser Zuversicht solle mich auch kein Kreuzer Geld reuen den ich an dich verwende. Wäre es aber, wo Gott vorseie, daß meine gute Vermuthung fehlschlage, so bin ich, durch väterliche Pflichten im Gewissen verbunden dich aus entfernten Landen ab, und wieder unter die Augen deines Vaters zu berufen: um wenigstens nicht das Miterbtheil deiner, sich zu meiner Zufriedenheit wohl aufführenden Geschwistern, fruchtloß schmählern und verschlaudern

[S. 10] zu lassen. Jedoch ich schmeichle mich, an dir einen wohlgearteten in Gottesfurcht und Wissenschaften best gebildeten Sohn, wo nicht im Leben noch, doch wenigsten in der gesicherten Hofnung sehen zu können.

Laße dich ja nicht durch die betrügliche Meinung bethören, als ob du einen mit grosem Vermögen, Reichtum und Glücksgütern versehenen Vatern, und nach dessen Absterben einen stattlichen Erbschaftstheile zu gewarten habest<sup>47</sup>. Nein mein lieber Sohne, glaube den Worten deines aufrichtigen Vaters, der dir hiermit auf sein Gewissen saget, das du ja nicht darauf zehlen [S. 11] und große Rechnung machen noch weniger aber denken mögest: du habest keiner sonderlichen Sorge für deine Unterkunft, folglich auch keiner vorzüglichen Fleißverwendung, auf dein studiren nothwendig, da dich eine zu gehoffen habende fette Erbschaft gegen Mangel und Nothdurft retten werde.

Ich sage dir, und dir leider nur für dich und deine Geschwistrigen vielleicht zu frühe eintretende Zeite wird dich überzeugen, daß mein Vermögen lang nicht jenes seie, als man es in hiesiger Stadt beurtheilt, und groß ausgebreitet hat. Viele Brüder machen schmahle Güter, wo ich einen Gulden [S. 12] im Besitz habe, davon trägt es dir

nur 12 einzle Kreuzer: Es gehören gar ansehnlich große Reichthümer darzu, aus eignen Mittlen Leben zu wollen. Wer durch erlernte Wissenschaften sich keinen Nahrungszufluß beizuziehen vermag, und durch göttlichen Seegen zu guten Bedienungen gelangt; dem bleibt bei jetzig, als volkreicher Welt nichts übrig, als armseelig leben; und schmachten zu müßen.

Welch tausenderlei Gefahren und Unglücksfällen sind nebst diesem die zeitliche Weltgüter unterworfen? Ein Hauß- und Ingehör verzehrender Feuersbrand, [S. 13] eine anhaltende Teuerung, Diebe, unglückliche Kriege, Plünderungen und dergleichen widrige Schicksale, können in gar weniger Zeite, ja Stunden den best vermögenden Manne niederwerfen und zum Bettelstabe stellen.

Siehe mein Sohn, solcher und noch vielerlei andere Arten, hangen alle Menschen von den Anordnungen Gottes ab: wessenthalben mann weder auf besitzendes Vermögen, noch auf künstliches Glück, sicher bauen kann. Niemand anders kann uns schützen als die alleinige Hande Gottes; wo diese über uns schwebet, ist keine weltlich Macht fehg, uns im mindesten zu beschränken.

[S. 14] Inzwischen bleibt es eine allgemeine Obliegenheit, sich nicht nur durch tägliches Gebet und kristliches Betragen den Seegen Gottes zu erlehen; sondern auch sich um seinen nothdürffthigen Unterhalt auf Erden durch Erlernung guter Wissenschaften selber zu bemühen, und dasjenige, was Gott beschehret, nicht mit Übermuth zu verschwenden. Gehe daher mit allen deinen Kleidungsstücken und übrigen Dingen so häußlich um, als du immer kannst; laße nichts, so klein oder unwehrt es auch seie umher schlumpen, und zum Verderbe gehen. Nicht alltäglich darf man mit seinen [S. 15] Kleidungen, wenn man nett und sauber bleiben will, umwechslern und ein anderes anziehen: Nicht gleich in der ersten Wochen oder Monat seinen ganzen Kleidungsvarrath der Stadt bekannt und sichtbar machen: Man muß sich sein ordentliches werktätiges, sonntägiges und hohefesttägiges Kleide halten; so wird man immer reinlich auftretten.

Sobald man nach Hauße kömmt, zieht man das schlechteste an: doch muß auch dieses vor Fett und andern Flecken, Löchern und schlumpereien so viel nur möglich gehüthet werden, damit man wenigstens sauber und ehrbar aufziehe. Zur Zeit, wo man mehrere Stunden [S. 16] in seinem Zimmer zu bleiben und nicht auszugehen hat, legt man seinen Schlafrock an. Jedes Kleide, wie ich es ausziehe muß gleich in einen Schrank, oder einen Kommod eingeschlossen, und vor dem Stuben und Bettstaube verwahret, auch zu Zeiten wohl von darauf gefallenen Haarpuder ausgeklopft werden.

Mit den Hemdern und Weißzeuch hast du besonders berathsam umzugehen: Niemalen darfst du in einem guten Manschettenhemde über nacht schlafen: Man legt es entweder bis den nächsten Sonntag oder Feiertage wieder hin: und auf diese Art kann man es mehrere Wochen und Monate anziehen.

[S. 17] Was man in die Wasche giebt, muß der Wascherinn vorgezehlt, schriftlich mit gegeben, und abschriftlich zu deiner Notitz verwahret werden: Bei rückempfangender Wasche muß die Wascherinn den Verzeichnißzettel mitbringen, dir jedes Stück vorzehlen; du

aber hast nachzusehen, ob es deine nemliche Hemder seien. Der Wascherlohn muß vorher für jedes Stück accordirt, und was man gemeiniglich dafür zu zahlen pflege, bei guten Freunden in der Stadt erkundiget werden. Gieb besonders keine Wasche an solche Wäscherinnen, die ihre Hände zu schohnen, das Weiszeuch mit steifen Bürsten zu reiben im Gebrauche haben: es giebt dergleichen aller Orten Viele.

[S. 18] Laße dir Schuhe niemalen mit Wachs oder sonstigem schwarzen Fette schwärzen: Es verdirbt die weiße Strümpfe gleich im ersten Tage, und macht Flecken, die nicht wieder herauszu bringen sind: Das beste ist, wenn du dir etwas Baumöhl in deinem Zimmer haltest. Nur von andern den blosen Koth herunter machen läßt, und so dan die Schuhe mit solchem Baumöhl überbürstest; doch nicht zu hoch, damit auch dieses nicht an die Strümpfe komme; wer sich die Schuhe selber buzt, wie ich es gewöhnt bin, der wird seinem Fuswerke immer in Saubrigkeit, und seine Schuhe in guter Form erhalten. Um etwas zu spahren, muß man eine kleine Mühe nicht achten.

[S. 19] waß ich dir an Silber mitgegeben, als Messer Löffel gabel, schuhschnallen, das suche wohl zu erhalten; Es ist alles von bestem gehalt augsburger Probe. Zwischen Silber und Silber ist ein gar großer Unterschied: es giebt Silber zu 7. 8. 10. etc. Batzen das Loth: das deinige steht jedes Loth zu 18. Batzen, ohne Faßon oder Arbeit. Kurz du muß dich befleißigen und dir angewöhnen in allen Articklen eine Sparsamkeit zu beobachten: selbst in den Lichtern /: die alle extra bezahlt werden :/ kan man das Jahr durch ein merckliches ersparen, wenn man selbiger nach Nothdurft, und nicht mit Überfluß zu gebrauchen sucht.

[S. 20] Strümpfe sind jene Kleidungsstücke die der Zerreiung am meisten unterworfen sind: sobald sich das kleinste Löchlein zeigt, muß man gleich selbige flicken, oder flicken lassen: Niemalen aber an dem Fuse, sondern ausgezogner: weil man nie an dem Fuße sauber flicken kann und ein einmal schlecht geflickter Strumpf, nicht wieder sauber herzustellen ist.

Sehr rathsam ist es, wenn mann alle Strümpfe, hauptsächlich seidene und baumwollene hinden an der Fersen mit einem starcken weißen leinenen Band auf der Nath besetzen läßt: man muß aber den Strumpf wohl anziehen, damit er bei dem Anzug glatt anliege. Merke dir dieses.

[S. 21] Hier folget nun die Verzeichniß jener Kleidungsstücken und sonstiger Dingen, die ich dir mitgegeben; gehe sauber und sorgsam damit um: und wisse, daß du mehrere Jahre daran genung [sic] haben und damit auskommen must: Ich habe schwehres Geld an dich gewendet; In der Hoffnung du werdest dich dargegen gut aufführen: Gott vor Augen haben, fleißig studiren, und mir das Vergnügen machen, einen wohlgerathenen Sohne an dir zu wissen. Worzu Gott seinen heiligen Seegen dir geben wolle. Lebe Wohl.

[S. 22] Verzeichniß

der Kleider und anderer Stücken.

Ein neuer fein rother Friesner Rock<sup>48</sup> mit dergleichen Hoßen.

Ein fein düchner hellblau neuer Rock mit dergleichen Hoßen.

Ein neuer brauner Rock, ohne Hoßen.

Ein schon getragener röthlecht zeuchner Rock mit dergleichen Hoßen

Ein neuer Überrock von feinem Duch.

Ein hellblauer Mantel von feinem Duch.

Eine schwarz gros detourne<sup>49</sup> mit seiden gestickte neue Weste.

Eine neue braun atlaßne<sup>50</sup> Weste.

Eine neue blau und weiß gestreifte seidene Weste.

Eine neue, roth und weiß gestreifte baumwollene Weste.

Ein ponsoroth<sup>51</sup> seidene Weste.

Eine weißseidene schon getragene mit Gold gestickte Weste.

Eine gelbe sommermanchestern<sup>52</sup> Weste. (Abb. 3)

[S. 23] Eine gelb baumwollene schon getragene Weste.

Zwei weiße Westen von Kanefas<sup>53</sup> mit zwei paar Hoßen.

Drei Paar schwarze zeuchne Hoßen worunter 2 Paar ganz neue sind.

Vier paar leinene Unterhoßen.

Zwölf ordinari Manschetten Hemder.

Sechs feine Manschetten Hemder.

Fünf Unterhemdter.

Zwölf paar weiße baumwollene Strümpf, grobentheils neu.

Drei paar neue weiße seidene Strümpf.

Zwei paar schwarze wollene Strümpf.

Sechs paar neue leinene Unterstrümpf.

Sechs baumwollene neue Schlafhauben.

Zwölf neue weiße, rothgestreifte Schnupftücher.

Zwölf neue weise mußelinene Halstücher<sup>54</sup>.

Drei neue leinene Nachtleibergen.

[S. 24] Drei leinene neue Schlafhauben zum zubinden.

Ein neuer zitzner, roth und weiß gestreifter Schlafrock.

Zwölf bildzeuchene<sup>55</sup> Servietten.

Sechs Handtücher.

Ein Spiegel zum aufhängen in Futeral.

Zween Haarbeutel.

Drei paar Stiefelmanschetten.

Vier Ehlen schwarz Lothband.

Ein neuer runder Huth mit schwarz Band.

Ein silbernes Besteck Messer, Löffel und Gabel.

Ein paar schwehre silberner Schuhschnallen.

Eine ganz neue große tobackne Sackuhr<sup>56</sup>.

Ein paar silberne Hemdknöpfle.

Eine Pappierscheer.

Ein Federmesser.

Ein stählernes Pettschaft mit gewöhnlichem

Wappen gestochen.

Eine Schreibtafel in Futeral.

Ein Frisirkamm.

[S. 25] Ein enger helfenbeinener Kamm<sup>57</sup>.

Ein lederner Puderbeutel mit einerleinenen Quaste.

Ein Spatzirstöcklein.

Ein paar Steifstiefel.

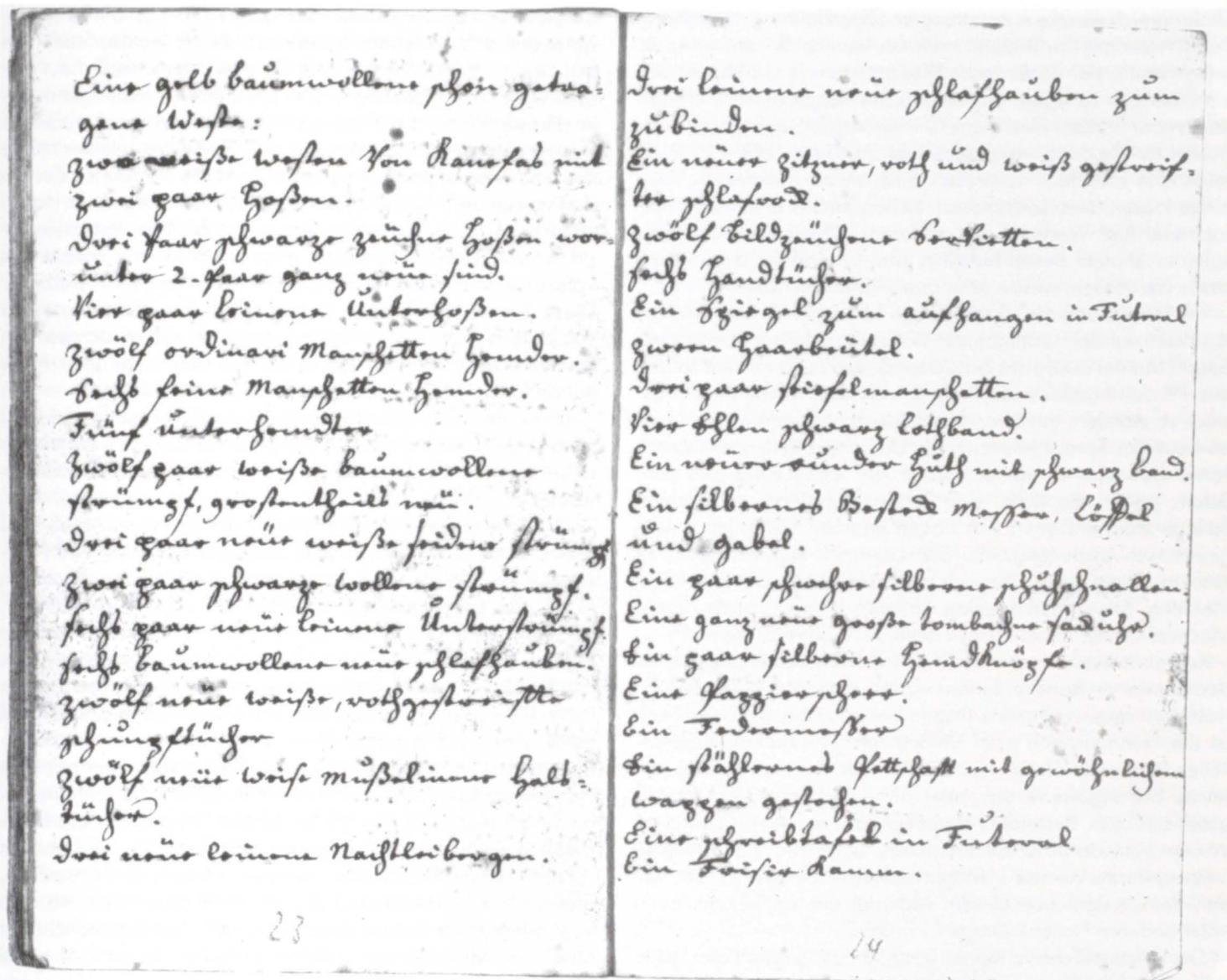


Abb. 3 Auszug aus dem Verzeichnis der Kleidungsstücke, 1787

Ein paar neue Gehstiefel.  
 Eine neue gestreift hirscherne Reith- oder Überhoße.  
 Ein paar neue grün safiane Pantoffel.  
 Zwei gute Raßirmesser.  
 Bayers Lateinische Dictionarium.  
 Peplier Französche grammaire<sup>58</sup>.  
 Ein neues Bethbuch im Futral.  
 Ein kleines Manuscript mit VerhaltensReglen; von mir, im Futral.  
 Vier Stangen fein rothes Siegellack.  
 Zween Bund Federkiel.

Etwas ordinari schreib und etwas fein Postpapier.<sup>59</sup>  
 Ein Koffer.  
 Gebrauche alles dieses mit guter berathsamkeit und zu deinem  
 Nutzen.  
 [S. 26] An geld  
 Einhundert Reichthaler, welche dem Herrn Regenten im herzoglichen  
 Collegium zu behändigten sind.  
 Drei und dreisig Gulden Reißgeld von Würzburg bis Ingolstadt.  
 Von Fuld bis Würzburg werde ich das Reißgeld in Fuld selbst noch  
 extra bezahlen.«

Umfangreich war die Ausstattung an Oberkleidung, die Johann Peter Welle mit ins Studium nehmen konnte. So zählten u. a. neun Hosen, vier Röcke, zehn Westen sowie je ein Mantel und ein Überrock zu seiner Garderobe. Im Vergleich dazu erwarb der Jenaer Student Timotheus Olivier Migault, auf dessen Ausgaben für Kleidung während seines Studiums (1791-1795) im folgenden mehrfach verwiesen wird, sieben Kniehosen, zwei lange Hosen, zwei Lederhosen, sieben Röcke, einen Sommerrock und fünf Westen<sup>60</sup>. Ein anderer, 1795 in Jena immatrikulierter Student besaß lediglich zwei Oberröcke, zwei Röcke sowie vier Hosen, wovon aber zwei »baufällig« waren<sup>61</sup>.

Ein Mantel und ein Überrock aus Tuch konnten den Studenten Welle vor den Unbilden der Witterung schützen. Unter dem Begriff Mantel wurde am Ende des 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts ein meist ärmelloses, weites Kleidungsstück verstanden, das über der Kleidung getragen wurde<sup>62</sup> und im heutigen Sprachgebrauch als Umhang bezeichnet werden kann. Der Mantel war seinerzeit »zur Bedeckung und zum Schutz gegen die Kälte, den Regen und Wind, in welchem Falle er weit, daß man sich darein bequem hüllen kann, und gewöhnlich auch lang...«<sup>63</sup>. Der Überrock war ein Rock mit Ärmeln, der so geschnitten war, daß er bequem über die übrige Kleidung angezogen werden konnte. Je nach Stoffart und Machart konnte der Überrock auch als Oberrock dienen<sup>64</sup>.

Lediglich dreimal verweist der Hofkammerdirektor auf Kleider, bei denen Rock und Hose aus einem Material waren und wohl zum »gemeinsamen« Tragen bestimmt waren. Erstaunlich ist die Nennung von zwei weißen, also vermutlich empfindlichen Kanevas-Westen mit Hosen. Der Kanevas konnte ein reines Leinengewebe sein oder aber auch einen Baumwollanteil besitzen. Besonders Baumwollkanevas wurde häufig zu Westen verarbeitet. Diese Kleidungsstücke trug man teilweise unter anderen Westen<sup>65</sup>. Möglicherweise handelte es sich bei den Beinkleidern aus diesem Material um solche, die auch unter anderen Hosen getragen wurden.

Der breit gefächerte Kleiderbestand bot Johann Peter Welle zahlreiche Kombinationsmöglichkeiten, wobei er mit den sich farblich von den Röcken abhebenden Westen einen besonderen Akzent setzen und sich relativ modisch in der Universitätsstadt zeigen konnte. Galt es doch nach der Ausgabe des »Journal des Luxus und der Moden« vom Oktober 1787 als »altfränkisch«, wenn Rock, Weste und Hose von einer Farbe waren<sup>66</sup>. Zudem pries das Modejournal an der Verschiedenfarbigkeit dieser drei Kleidungsstücke, die aus England auf den europäischen Kontinent kam, die ökonomischen Vorteile, die sicher auch dem Geheimrat Welle entgegenkamen. So konnte eine schadhafte oder fleckige Weste leichter ausgewechselt werden als dies bei einer einfarbigen Garderobe der Fall war.

Da Carl Benedict Welle notierte, welche Kleidungsstücke »neu« waren, vermittelt die Auflistung einen aktuellen Blick auf

bürgerliche Kleidungsweisen des Jahres 1787. Es fällt beispielsweise auf, daß weder die Röcke noch die Hosen des Studenten aus Seide waren, vielmehr wiesen alle unterschiedliche Wollqualitäten auf. Eindeutig stand bei diesen Kleidungsstücken im Hause Welle die Strapazierfähigkeit und wohl auch die Bequemlichkeit im Vordergrund, wie sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die englische Mode vorführte. Zudem sind alle in dem Verzeichnis festgehaltenen Röcke und Hosen einfarbig und im Falle der Röcke auch ohne Stickereien – ob sie mit Tressen versehen waren, wie es das Porträt des Vaters aus dem Jahr 1786 zeigt, sei dahingestellt<sup>67</sup> (Abb. 1). Diese Schlichtheit spricht wiederum für die Übernahme von Stilelementen der englischen Herrenmode. Ob es sich bei den Röcken schon um den sich allmählich durchsetzenden Frack handelte, der als bequem galt, muß ungewiß bleiben.

Unter den Überhosen verstand man Beinkleider, die über andere gezogen wurden. Sie sollten entweder die eigentlichen Hosen – besonders auf Reisen – schonen oder als Reitkleider dienen.

Die Westen des jungen Welle, die er nach Anlaß und Gemütslage auswählen konnte, bezeugen Material- und Farbvielfalt. Sie dürften eine kurze Form gehabt haben, da schon 1776 Westen mit langen Schößen als altmodisch galten<sup>68</sup>. Möglicherweise zierte sie ein kleiner Stehkragen. Von den Westen waren nur zwei bestickt, die anderen traten eher durch ihre Farbigkeit hervor. So fanden sich in dem Besitz von Johann Peter Welle eine »ponsothe«, also mohnfarbene, und zwei gelbe Westen. Die gelbe Weste, von Männern unterschiedlicher Gesellschaftsschichten getragen, war vor allem seit dem Erscheinen von Goethes »Werther« im Jahre 1774 zum Durchbruch gelangt. Eine von Welles gelben Westen war aus Sommermanchester, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den aktuellen Geweben für dieses Kleidungsstück zählte, und noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts konnte man in süddeutschen Kleinstädten im Handel Sommermanchester unter den sogenannten Westenzeugen erwerben<sup>69</sup>, wiewohl er inzwischen an Aktualität eingebüßt hatte. Ferner wurde 1787 die Garderobe des Studenten durch zwei neue gestreifte Westen ergänzt. Blau-weiß bzw. rot-weiß gestreifte Westen, wie sie Johann Peter Welle besaß, erfreuten sich großer Beliebtheit. 1786 zeigte das »Journal des Luxus und der Moden« einen Mann im gestreiften Rock und auch Johann Wolfgang von Goethe kleidete sich noch ein Jahrzehnt später gerne in gestreiften Westen. Derartige Brustbedeckungen aus Seide, wie zum Beispiel die blau-weiß gestreifte des jungen Welle, wählten die englischen Männer gerne zum Tuchrock<sup>70</sup>.

Carl Benedict Welle hob in dem einleitenden Teil des Verzeichnisses vor allem den Umgang mit den Kleidungsstücken hervor, die besonders beansprucht und dem Körper am nächsten sind, wozu er Hemden, Schuhe und Strümpfe zählte.

Zur Ausstattung des jungen Welle gehörten 18 Manschettenhemden, wobei der Vater zwischen einfachen und feinen unterschied<sup>71</sup>. Eigens erwähnte er fünf Unterhemden sowie drei »Nachtleibergen«. Bezüglich des Hemdengebrauchs gab der Vater dem Sohn den Ratschlag, nie mit einem guten Manschettenhemd zu schlafen, ferner sollte diese Hemdengattung nur sonn- und feiertags getragen werden. Bei Befolgung der Vorschriften konnte nach Ansicht des Vaters das Hemd »mehrere Wochen und Monate« angezogen werden. Diese Empfehlungen verwundern, wenn man berücksichtigt, wie stark Carl Benedict Welle die Reinlichkeit der Kleidung ansonsten in den Vordergrund rückte. Da er aber gleichzeitig empfahl, zuhause schlechte Kleidung anzulegen, so kann man davon ausgehen, daß der Sohn die feinen Manschettenhemden nur in der Öffentlichkeit anziehen sollte und somit über einen längeren Zeitraum die Sauberkeit des Hemdes gewährleistet werden konnte, wobei es sich bei der Sauberkeit um eine relative Größe handelt, die sich im Laufe der Zeit veränderte<sup>72</sup>. Der Hemdenwechsel unterlag weitgehend der Selbstbeobachtung. So wurde es beispielsweise nicht als sinnvoll erachtet, »das Hemd ohne Rücksicht auf die persönliche Verfassung oder die Jahreszeit regelmäßig, etwa alle acht Tage zu wechseln«<sup>73</sup>. Schließlich befürwortete man bei anstrengenden Tätigkeiten auch einen täglichen Hemdenwechsel. Dem Hemd wurde von zeitgenössischen Medizinern die größte Bedeutung zugemessen, da es direkt auf der Haut lag und zu befürchten stand, daß der Körper über die Haut Schmutz aufnahm.

Der Hinweis, daß der Sohn nicht mit einem guten Manschettenhemd schlafen sollte, verdeutlicht die Multifunktionalität dieses Kleidungsstückes, das gleichfalls die Unterhose ersetzen konnte. Zudem ist für das 18. Jahrhundert die Trennung zwischen Ober- und Unterhemd noch nicht so eindeutig wie das vorliegende Verzeichnis glauben lassen könnte. Unterhemden fertigte man in der Regel aus grober Leinwand. Sie wurden unmittelbar auf der Haut unter dem Oberhemd getragen, allerdings konnten sie in der Regel in der warmen Jahreszeit auch die Funktion eines Oberhemdes übernehmen. Im Winter kam es vor, daß das Unterhemd über einem Kamisol getragen wurde. Erst im ausgehenden 18. Jahrhundert hatte sich die Unterscheidung zwischen Ober- und Unterhemd durchgesetzt, und möglicherweise handelte es sich bei den Unterhemden des Fuldensers um derartig eindeutig zuzuordnende Kleidungsstücke. Die gesonderte Aufführung von drei »Nachtleibergen« läßt die Folgerung zu, daß Johann Peter Welle zudem über eine spezifische Schlafbekleidung verfügte. Das Leibchen galt im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts als ein Wams ohne Ärmel, welches selten Bestandteil des männlichen Anzugs war<sup>74</sup>. Die Nachtkleidung umfaßte nach Krünitz' Enzyklopädie um 1805 »Nachtkamisöler, Nachtlüppchen, Nachtwämser, Nachtmieder des gemeinen Lebens«<sup>75</sup>. All diese Dinge bedeckten nur den Oberleib und

machten es erforderlich, darunter das tagsüber getragene Hemd anzuziehen<sup>76</sup>. So erklärt sich auch der väterliche Rat Welles, sein Sohn möge nicht im guten Manschettenhemd schlafen, sondern – so darf man wohl hinzufügen – in Unterhemden oder einfachen Hemden. Die Bedeckung des Körpers bei Nacht mit einer speziellen Kleidung, wenngleich sie bei Johann Peter Welle eine einfache war, kann als Privileg betrachtet werden. Zudem ist sie Ausdruck eines gestiegenen hygienischen Anspruchs, der sich auch im Wechsel von Kleidungsstücken mit fest zugewiesenen Funktionen ausdrückte.

Die Manschettenhemden konnten sich sowohl in der Feinheit des Gewebes als auch in der der Spitzen unterscheiden. Nach Krünitz waren die Manschetten aus Nesseltuch, Kamertuch, Musselin, Flor, Filet, Batist oder aber aus Spitzen<sup>77</sup>. Die wohl meist nur leicht angehefteten Manschetten erleichterten das Waschen des Hemdes<sup>78</sup>. Diese sichtbaren Teile des Hemdes konnten aber auch ohne großen Aufwand erneuert werden und somit der Mode Folge leisten. Gerade das Hemd war Zeichen der gesellschaftlichen Schichtzugehörigkeit, wobei ein wichtiges Kriterium seine Reinlichkeit war, die zugleich als Ausdruck einer gewissen Wohlhabenheit betrachtet wurde.

In dem Verzeichnis sind vier Paar leinene Unterhosen festgehalten, die in der »anständigen Sprechart« 1808 noch als Unterkleider bezeichnet wurden<sup>79</sup>. Da das Material Leinen gut zu waschen war, konnte Welle Hygiene- und Reinlichkeitsstandards Genüge leisten. Die Unterhosen besaßen den vereinfachten Schnitt der Kniehosen, am Knieschlitz waren sie wohl zuzubinden<sup>80</sup>. Sie wurden sowohl unter Hosen von Tuch als auch von dünneren Stoffen getragen. Zuweilen wurden sie im Bereich der Oberschenkel wattiert, um die »Oberbeinkleider beim Tragen eines Fracks besser auszufüllen«<sup>81</sup>. Die Erwähnung von Unterhosen belegt, wie wichtig dem gehobenen Beamten-tum beziehungsweise dem Bürgertum das Tragen von Unterwäsche war und weist auch auf die Bedeutung hin, die diese Personengruppe bei der Verbreitung derartiger Kleidungsstücke spielte. Zudem kann ihre Erwähnung als ein Beleg der einsetzenden Differenzierung der Unterkleidung bewertet werden. Der Student Migault erwähnte beispielsweise erstmals im August 1793 eine Ausgabe für Unterhosen<sup>82</sup>.

Carl Benedict Welles Augenmerk lag in starken Maßen auf dem Schutz der Kleidung, den er dadurch gewährleistet sah, daß sein Sohn bei einem mehrstündigen Aufenthalt im Zimmer seinen Schlafrock anlegen sollte (Abb. 4). Wenngleich es in der von Krünitz herausgegebenen Enzyklopädie 1827 unter dem Stichwort »Schlafrock« heißt, daß es »ein langes weites Kleid in Gestalt eines Mantels mit Aermeln, dessen man sich zur Bequemlichkeit beim Schlafengehen bedient«<sup>83</sup> sei, so dürfte die Mehrzahl der Schlafröcke vielmehr ein bequemes, den ganzen Körper umhüllendes und die unter ihm getragene Kleidung (wie Hemd und Hose) schützendes Hausgewand gewe-

sen sein<sup>84</sup>. Ferner wurde im 18. Jahrhundert empfohlen, sich nach dem Ausstieg aus der Badewanne einen Bademantel, der identisch mit dem Schlafrock gewesen sein dürfte, umzulegen<sup>85</sup>. Sinn war es, einer Unterkühlung vorzubeugen, die nachteilige Folgen auf die Gesundheit gehabt hätte. Zudem rückte damals u. a. die Bedeutung der Luft und der Haut auf die Gesundheit in den Blickpunkt des medizinischen Interesses.

Im 18. Jahrhundert erlebte der Hausrock seine Blütezeit und mindestens ein Exemplar gehörte zum Kleiderbestand eines jeden Bürgers. Allerdings konnten sich nur begüterte Personen eine derart gesonderte Hauskleidung leisten, wobei sicher durch unterschiedlich kostspielige zur Verarbeitung gelangte Materialien Differenzierungen in der Gesellschaftszugehörigkeit des Trägers auszumachen waren. So schenkte Clara Theresia Catharina Birckenstock 1760 ihrem Verlobten Carl Benedict Welle, der damals im 42. Lebensjahr stand, einen französischen Damast-Schlafrock. Ein solcher Schlafrock stand mit Sicherheit einem soeben zum Hofkammerdirektor ernannten, also gesellschaftlich etablierten Mann, zu<sup>86</sup>. Als Welle 1787 seinem damals 18jährigen Sohn einen Schlafrock mit ins Studium gab, wählte er dazu einen einfachen, leichten, wenngleich nicht unbedingt preisgünstigen Stoff aus, nämlich einen rot-weiß gestreiften Zitz. Nach Ansicht des Vaters handelte es sich offensichtlich bei einem Schlafrock aus diesem Material um die für einen jungen Mann gemäße Hauskleidung<sup>87</sup>. Gestreifter Stoff erfreute sich etwa seit 1740 bei Schlafrocken großer Beliebtheit<sup>88</sup>. Über den Zuschnitt des Kleidungsstückes schweigt die Quelle. Verbreitet waren damals kimonoartige sowie figurbetonte, aber großzügig geschnittene Schlafrocke, die bequeme Trageeigenschaften versprachen. Der Schlafrock galt im 18. Jahrhundert als gesellschaftsfähiges Kleidungsstück, in dem ein Mann auch Besucher empfangen konnte. Er wurde zuweilen auch außerhalb der eigenen vier Wände getragen. So traf beispielsweise die Kurfürstin Sophie von Hannover 1707 den Kurprinzen Georg August in Nachtmütze und Schlafrock auf einem Spaziergang – wohl im Schloßpark<sup>89</sup>. Gerade Studenten schätzten es seit Beginn des Jahrhunderts, sich öffentlich im Schlafrock zu zeigen. So liest man in den 1724 erschienenen Gesetzen der Universität Altdorf, daß die Studenten nicht »in den langen Unterkleidern, die für die häusliche Bequemlichkeit im Schlafzimmer bestimmt sind (Schlaf-Röcke genannt)« in der Öffentlichkeit auftreten sollten<sup>90</sup>. Ähnliche Vorschriften waren in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Göttingen und in Jena in Kraft<sup>91</sup>. In dem 1841 herausgegebenen 176. Band von Krünitz' Enzyklopädie wird erwähnt, daß in Jena mittlerweile »der Student ganz ungenirt mit Schlafrock und Pantoffeln über die Straße gehen« konnte<sup>92</sup>. Zu den Vorrechten der Erlanger Studenten gehörte es bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, bei Tage in Schlafrocken mit Schlafmützen und Pfeifen auf Straßen und Plätzen herum zu spazieren<sup>93</sup>.

In den Augen Carl Benedict Welles stand das Bekleiden mit dem Schlafrock vermutlich aus Gründen der Sparsamkeit im Vordergrund, denn dieser Schutz der Kleidung garantierte deren Sauberkeit und längere Haltbarkeit, beides Faktoren, die bei Nichtbefolgung letztlich Mehrausgaben für den väterlichen Geldbeutel bedeuten konnten. Es bleibt ungewiß, ob der Sohn sich an diese Maßregeln hielt und ob er die bequeme Kleidung gar über die Privatsphäre hinaus in der Öffentlichkeit trug.

In engem Zusammenhang mit dem Schlafrock stehen die sechs neuen Baumwollschlafhauben<sup>94</sup> sowie drei neue leinene Schlafhauben zum Binden, die eigens zum Beginn der Studienzeit vom Hofkammerdirektor für seinen Sohn erworben worden waren. Diese Kopfbedeckungen, mit denen sich mancher Mann in der Öffentlichkeit präsentierte, besaßen im 18. Jahrhundert vorzüglich den Sinn, daß sich ihr Träger in den eigenen vier Wänden seiner Perücke entledigen und seinen vielfach kahlgeschorenen Kopf verbergen und schützen konnte. Die Gewohnheit, zu Hause eine Nacht- oder Schlafmütze zu tragen, wurde auch noch in der Zeit beibehalten, als sich die Mode des Perückentragens immer mehr überlebt hatte.

»Ein neuer runder Hut mit schwarzem Band« diente dem Studenten aus Fulda fortan als Kopfbedeckung. Man möchte sich auf dem Haupt des jungen Mannes einen der englischen Mode entsprechenden Hut mit leicht konkavem, hohem Kopfteil und geschweiffter Krempe, den Vorläufer des Zylinders, vorstellen<sup>95</sup>, der auch seine relativ schlichte Kleidung trefflich ergänzen würde. Der Hut war in der Regel schwarz und mit einem gleichfarbigen, meist seidenen Hutband versehen. Diese Kopfbedeckung symbolisierte zunächst die freiheitliche Gesinnung ihres Trägers und trat in Deutschland vor allem im Zusammenhang mit der modischen sogenannten Werthertracht auf<sup>96</sup>. In Krünitz' Enzyklopädie begegnen wir allerdings 1789 noch einer anderen Form eines runden Hutes »mit einem schmalen, ungefähr 3 Finger breiten Rande, welcher gerundet in die Höhe geht, so wie er jetzt in Berlin von einigen jungen Leuten und Kindern beyderley Geschlechtes ... getragen wird«<sup>97</sup>. Ein Hutband oder eine Hutschnur zierte diese Art der Kopfbedeckung.

Carl Benedict Welle führte in dem Verzeichnis im Hinblick auf die Haartracht zwei Haarbeutel, einen Puderbeutel mit leinener Quaste und einen Frisierkamm auf. Die Puderbeutel wurden meist aus Kalbsleder gefertigt und die besten Puderquasten bestanden aus einer »Menge zusammengewundener dicker Fäden« aus Seide, die an einem Seidenstoff befestigt waren<sup>98</sup>. Als Puder diente vielfach Weizenmehl. Es sollte die Haare auflockern, damit diese aber nicht austrockneten, bediente man sich noch einer Pomade. Puder sowie Ausgaben für einen Friseur mußte Johann Peter Welle von seinem Spielgeld selbst bestreiten. Ob das erwähnte schwarze Lotband, ein nach Gewicht gehandeltes, vielseitig verwendbares Seidenband<sup>99</sup>, als Zopfband dienen sollte, muß ungewiß bleiben.

Den Haarbeutel beschreibt die von Krünitz herausgegebene Enzyklopädie 1788 als einen Beutel, »worin die Mannspersonen das hintere Haupthaar tragen, gemeinlich aus schwarzem seidnen Taft gemacht«<sup>100</sup>.

Der Hofkammerdirektor listete 1787 keine Perücke für seinen Sohn auf. Das ein Jahr zuvor datierte Pastell, das der Kammerkanzlist Vollmöller von Carl Benedict Welle anfertigte, zeigt den damals 68jährigen wohl mit einer Beutelperücke<sup>101</sup>. Möglicherweise waren die vom Vater aufgeführten Haarbeutel auch Bestandteil einer derartigen Perücke, die am Hinterkopf »mit schlichten geraden oder so genannten langen Haaren, welche nachdem sie vorher zusammen gebunden sind, in einen Beutel von schwarzem Taffent gesteckt«<sup>102</sup> wurden, wie sie um 1767 in Mode waren.<sup>103</sup> Friedrich Nicolai berichtet, daß 1760 der Flötenspieler Quantz sein eigenes graues Haar »freilich mit einem schönen damals schon sehr merkwürdigen großen Haarbeutel, welcher jetzt [1801 – C. S.] gar nicht gelten würde ...«<sup>104</sup> trug. Und noch 1808 konnte man lesen, daß – wenn überhaupt – nur noch Haarbeutel- oder Stutzperücken zu sehen seien<sup>105</sup>.

Beurteilten frühe Gesundheitsprogramme die Perücke als sinnvoll, weil sie den Kopf trocken und warm hielt, so machte sich während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allmählich eine ablehnende Haltung unter Medizinern breit<sup>106</sup>. Studenten empfanden das Tragen einer Perücke um 1780 als altmodisch. Dennoch entsprach sie vielfach den üblichen Kleidungsgepflogenheiten, und so sah sich 1777 der Student Anton Reiser, der sein eigenes Haar verlor, gezwungen, eine Perücke zu tragen, »welches unter den Erfurter Studenten ganz etwas Ungewöhnliches war...«<sup>107</sup>, und er war froh, als er allmählich die Perücke unter den wieder wachsenden eigenen Haaren verbergen konnte<sup>108</sup>. Der Pädagoge Christian Gotthilf Salzmann betrachtete 1784 die Perücke für den Mann als »Sünde gegen den guten Geschmack«<sup>109</sup>. Die bürgerlichen Aufklärer sträubten sich gegen die »falsche« Haartracht u. a. aus Gründen der Reinlichkeit, außerdem galt sie mehr und mehr als reaktionäres politisches Symbol. Maßgeblich hatten das französische und das preußische Militär das Ablegen der Perücke durch die Einführung von Zopf und Haarbeutel, der sogenannten Haarbeutelfrisur, beeinflußt. Es wird also im Falle des Studenten Johann Peter Welle ungewiß bleiben, ob die beiden Haarbeutel Teile einer Haarbeutelperücke waren<sup>110</sup> oder ob sie zu einer Frisur aus eigenen Haaren dienten, wie sie mit dem Aufkommen der bürgerlichen englischen Männermode und den Ideen der Aufklärer, die wie Rousseau »ein Zurück zur Natur« propagierten, immer beliebter wurden<sup>111</sup>.

In den vier Jahre nach Johann Peter Welles Fortgang aus Fulda einsetzenden Aufzeichnungen der Einnahmen und Ausgaben des aus Bremen stammenden Studenten Carl Olivier Timotheus Migault werden für die Jahre 1791, 1794 und 1795



Abb. 4 Studenten im Schlafrock bei der Arbeit, Stammbuchblatt, Erlangen 1763

Kosten für Zopfbänder, Haarlaschen, Haarnetze, einen Haarzopf, Puder sowie für den Friseur notiert<sup>112</sup>. Eine Miniatur von 1795 stellt den jungen Mann mit frisiertem eigenen Haar dar, das gepudert sein dürfte<sup>113</sup>.

Die zwölf neuen rot-weiß gestreiften Schnupftücher des Fuldaer Studenten gehörten ebenso wie die sechs Handtücher zu den allseits von Medizinern der Zeit propagierten Reinlichkeitsutensilien. Das Schnupftuch hatte seit Ende des 17. Jahrhunderts – einhergehend mit der immer weitere Personenkreise erfassenden Gewohnheit des Tabakschnupfens – seinen Luxuscharakter verloren. Es entwickelte sich seit dem 18. Jahrhundert zu einem unentbehrlichen, »wenn auch oft nicht ästhetischen Hilfsmittel«<sup>114</sup>. Die gestreiften Schnupftücher des Johann Peter Welle waren wahrscheinlich aus Leinen, das um diese Zeit mehr Verwendung zu Taschentüchern fand als Baumwolle. Daß es sich bei den Schnupftüchern um Gebrauchsgegenstände handelte, verdeutlichen sowohl das einfache Muster als auch die Farbigkeit, denn (Türkisch-)Rot besaß einen hohen Grad an Farbestärke, was sowohl beim Waschen als auch beim Schneiden wichtig war, und entsprach somit bürgerlichen Reinlichkeitsvorstellungen.

Erstaunlicherweise war die Zahl der weißen Musselinhalttücher genauso hoch wie die der Schnupftücher. Halstücher dienten bei Männern als Binde zusammengelegt der Bedekung des Halses, zur Zierde und als Kälteschutz. Die baumwollenen Tücher erfreuten sich auch in ländlichen Regionen großer Beliebtheit und wurden 1787 von beiden Geschlechtern getragen<sup>115</sup>. Möglicherweise trug der Student das Halstuch genauso wie sein Vater als unter dem Kinn geknotete Halsbinde, deren Zipfel auf Hemd und Weste herunterfielen<sup>116</sup>.

Carl Benedict Welle gab seinem Sohn insgesamt 23 Paar Strümpfe mit ins Studium, wobei manche – wie die sechs Paar »leinenen Unterstrümpfe« – neu waren. 1850 heißt es über die Unterstrümpfe, daß es sich um »sehr dünne von Leinengarn gestrickte oder gewebte Strümpfe« handelt, »die man unter seidene zieht, damit diese theils besser sitzen, theils auch, um eine Erkältung zu verhüten ...«<sup>117</sup>. Die seidenen Strümpfe, von denen Johann Peter Welle zunächst drei Paare besaß, galten als »keine immerwährende Bekleidung der Füße«, man bediente sich ihrer nur bei besonderen Gelegenheiten<sup>118</sup>. Strapazierfähiger und bessere Trageeigenschaften versprachen die schwarzen wollenen und die zwölf Paar weißen Baumwollstrümpfe, wobei weiße Strümpfe die gewöhnlichen waren. Aufgrund des Verzeichnisses kann man vermuten, daß der Sohn einfache, in der Mehrzahl leicht zu waschende Strümpfe ohne modische Extravaganzen – also ohne aufwendige gemusterte Zwickel oder farbige – in seiner Grundausstattung hatte. Da die Strümpfe in Stiefeln nicht sichtbar waren und Baumwoll- oder Wollstrümpfe ohnehin robuster waren, bevorzugte Johann Peter Welle sicher die auch vom »gemeinen Volk« üblicherweise getragenen Beinkleider. Die Dominanz weißer Strümpfe im Welleschen Kleidervorrat mag als ein Hinweis auf die einfache, bürgerliche englische Mode, die sich seit 1770 immer mehr durchsetzte, betrachtet werden.

Die haushälterische Tugend der Sparsamkeit drang auch bei der Empfehlung des Vaters an seinen Sohn im Umgang mit den Strümpfen durch. So gemahnte er den Sohn, das kleinste Löchlein gleich selbst zu flicken oder flicken zu lassen. Der Vorgang sollte jedoch nicht direkt am Fuß vorgenommen werden, was impliziert, daß es für den Vater keine ungewöhnliche Vorstellung war, wenn sein Sohn als Mann zum Stopfzeug griff. Flickende oder stopfende männliche Privatpersonen in der Vergangenheit bilden in heutiger Sicht wohl eher ein ungewohntes Bild. So zählte denn auch in Krünitz' Enzyklopädie das Flicker als »eine nöthige Arbeit häuslicher Frauen«<sup>119</sup>. Soldaten reparierten teilweise ihre Kleidung selbst, was eine Ursache in ihrem niedrigen Einkommen hatte<sup>120</sup>. Häufig dürften Strümpfe zum Stopfen ausgegeben worden sein, ein Zugeständnis, daß auch Hofkammerdirektor Welle seinem Sohn einräumte. In welchem Umfang Strumpfrepaturen vorgenommen werden mußten, verdeutlichen wiederholt die Aufzeichnungen des Studenten Migault, der verschiedentlich »Strümpfe anstricken oder bestopfen« ließ, meist hatte er es aber bevorzugt, neue Strümpfe zu erwerben. Um ein schnelles Verschleiß der Strümpfe zu vermeiden, riet Vater Welle seinem Sohn, baumwollene oder wollene Strümpfe mit einem Band an der Ferse besetzen zu lassen. Ferner sollte Johann Peter Welle beim Anziehen der Strümpfe darauf achten, daß sie glatt am Bein lagen, dies setzt hinwiederum gut sitzende Strümpfe voraus, denn »die zu weiten und zu langen Strümpfe im Fuße sind am schädlichsten, weil sie

sich im Schuhe oder im Stiefel umlegen und drückende Falten bilden, die zu Reibungen und andern Fußübeln, besonders bei einem schweißigen Fuße, Veranlassung geben...«<sup>121</sup>.

Johann Peter Welle besaß bei Studienantritt ein Paar Steifstiefel und ein neues Paar Gehstiefel. Man unterschied im 18. Jahrhundert gewöhnlich zwischen »steifen« und »schlafenen«<sup>122</sup> Stiefeln. Zu ersteren gehörten u. a. die Kurier- und die Stulpen- oder Reitstiefel<sup>123</sup>. Diese steifen Stiefel hatten in der Regel eine Stulpe oder eine sogenannte halbe Stulpe. Der Schaft der Kurierstiefel reichte bis über die Knie und war in den Kniekehlen so ausgeschnitten, daß die dadurch entstandenen Enden zwei vom Schenkel abstehende Flügel bildeten. »Diese Stiefel werden nicht bloß von Courieren, sondern auch von Stallmeistern, ... Studenten, Postillionen etc. getragen, sie unterscheiden sich von den schweren Reiterstiefeln, oder Kürassierstiefeln dadurch, daß die Letztern aufgenähte Stulpen haben, die unter dem Knie angehen oder aufgenähet werden; auch sind die schweren Reiterstiefel nicht so weit und steif als die Courierstiefel...«<sup>124</sup> Zu den sehr steifen Stiefeln zählten auch die sogenannten Kanonen, die einen besonders festen Schaft besaßen und im 18. Jahrhundert u. a. gerne von Studenten getragen wurden<sup>125</sup>. Die verbreiteteren und bequemeren schlaffen Stiefel lagen in der Regel enger an den Waden an und hatten keine Stulpen. Ihrer bedienten sich vor allem Personen, »welche sich schnell bewegen mußten«, wozu nach Krünitz auch die Studenten zählten, oder »Leute, welche der herrschenden Mode huldigten«<sup>126</sup>. Vermutlich bezeichnete Carl Benedict Welle mit »Gehstiefeln« derartige schlaffe Stiefel, die mit der Übernahme der englischen Mode immer beliebter wurden, und mit »Steifstiefeln« eine Art von Reit- oder Kurierstiefeln<sup>127</sup>.

Neben den Stiefeln erhielt der junge Mann drei Paar Stiefelmanschetten. Es waren dies »breite Streifen von feiner weißer Leinwand oder feinem weißen Leinenzeuge, welche innerhalb der hohen bis an das Knie oder darüber hinaus reichenden Stiefel, entweder an die Stiefel selbst, oder an die Beinkleider befestigt wurden, so daß sie aus dem Stiefel heraus standen«<sup>128</sup>. Im 18. Jahrhundert reichten sie über das Knie hinaus und fielen nicht wie in den Jahrhunderten zuvor über die Stiefelstulpe herab. Die Stiefelmanschetten waren nach Angaben der meisten Kostümgeschichten zu Ausgang des 17. Jahrhunderts eigentlich aus dem Kleidungsrepertoire verschwunden, allerdings fanden sie sowohl in literarischen als auch in amtlichen Quellen zuweilen ihren Niederschlag. So zählten zu dem Besitz eines des Diebstahles bezichtigten Mannes aus Leipzig 1764 unter anderem »1 Paar weisse leinen Stiefelmanchetten«<sup>129</sup>.

Schuhe sollte sich der junge Welle selbst kaufen, und so machen auch die vom Vater aufgelisteten silbernen Schuh-schmallen einen Sinn.

Eine willkommene Ergänzung zum Schlafrock dürften für Johann Peter Welle die grünen Pantoffeln aus Saffianleder

gewesen sein<sup>130</sup>. Das weiche Saffianleder wurde damals bevorzugt für die Verarbeitung zu Hausschuhen verwendet. Im 18. Jahrhundert besaßen die Pantoffeln meist nur eine Sohle und eine Vorderkappe, so daß man mit den Füßen einfach in das Schuhwerk hineinschlüpfen konnte. Männer trugen Pantoffeln »niemahls anders, als bloß im Hause oder in den Zimmern, und wenn sie in bequemer Kleidung«<sup>131</sup> waren. Studenten wurden allerdings zum Mißfallen vieler zuweilen mit diesem leichten Schuhwerk und Schlafröcken auf öffentlichen Plätzen gesichtet.

Die Auflistung Carl Benedict Welles vermittelt Einblicke in die Kleidungsmöglichkeiten und in den Kleiderumfang eines angehenden Akademikers aus bürgerlichen Kreisen kurz vor der Französischen Revolution. Ob die Wünsche des Sohnes Johann Peter bei der Wahl der Garderobe berücksichtigt wurden oder ob der väterliche Geldbeutel beziehungsweise die kleidungsmäßigen Vorstellungen des Vaters ausschlaggebend beim Erwerb waren, muß dahingestellt bleiben. Der Hofkammerdirektor selbst beurteilte die Ausstattung als »vollkommen« und betonte, daß sie ihm »schwehres Geld« gekostet habe. Seine Empfehlungen im Umgang mit der Kleidung waren durchdrungen von bürgerlichen, in der Erziehung begründeten Tugenden des Zeitalters der Aufklärung, wobei die Rolle des Beamten als Mittler von Normen anhand der Quelle deutlich zu erkennen ist.

Da der Kauf von Kleidern im behandelten Zeitraum in der Regel eine Menge Geld verschlang, war ein Aufhalten ihres Verschleißes und ein langer Erhalt ihrer Reinheit eine Frage des vernünftigen Wirtschaftens. Diese Tugend der Sparsamkeit, zu der die meisten Beamten gezwungen waren, betonte Carl Benedict Welle wiederholt in den Verhaltensregeln. So sollte sich der Sohn bemühen, nicht in allzu kurzer Frist seine gesamte Garderobe in der Universitätsstadt zu präsentieren, denn ein Maßhalten garantierte ein längeres Haushalten mit dem vorhandenen Bestand und somit einen längeren Nutzen. Entsprechendes galt bei staubsicherer Aufbewahrung der Kleidung im Schrank, wobei hier auch die Erziehung zur Ordnung hereinspielte, die ein Schritt zur Reinlichkeit war. Nett, sauber und ehrbar sollte nach dem Willen des Vaters die Kleidung seines Sohnes – auch in den eigenen vier Wänden – sein. Die Sauberkeit war aufgrund ihrer Außenwirkung wiederum eine Grundbedingung für den sozialen Aufstieg beziehungsweise für ein berufliches Fortkommen, an dem dem Vater viel gelegen war. Nachlässige, unreine Kleidung wurde von den Zeitgenos-

sen zudem als Ausdruck einer unreinen Denkungsart interpretiert<sup>132</sup>. Außerdem glaubte man, daß sich der Schmutz auf die Seele übertragen könnte.

Aufgrund der zu der überwiegenden Zahl der Kleider verwendeten Stoffe ist anzunehmen, daß die Garderobe des jungen Welle vor allem auf praktische Gesichtspunkte und Strapazierfähigkeit ausgerichtet war. Schmuckelemente, wie beispielsweise Stickereien, hatten offenbar nur noch die Westen geziert, die sich farblich deutlich von den Röcken abhoben und so Ausdruck modischer Aktualität sein konnten. Ob letzter Punkt dem Vater wichtig war, ist ungewiß. Wenngleich der Sohn einige »neue« Kleidungsstücke erhielt, so bedeutet dies nicht unbedingt, daß sie einen modischen Zuschnitt besaßen.

Verschiedentlich äußerten sich Studenten negativ über die ihnen von den Eltern mitgegebene Garderobe. Unzufrieden war beispielsweise 1765 der junge Johann Wolfgang Goethe, dessen Vater zwar die besten Tuche ausgewählt hatte, doch war der Schnitt der Kleidungsstücke so altmodisch, daß sich Goethe als junger Student in Leipzig gezwungen sah, seine »sämtliche Garderobe gegen eine neumodische, dem Ort gemäß, auf einmal umzutauschen«<sup>133</sup>.

Wenngleich die wiedergegebene Quelle detailliert die vestimentäre Ausstattung eines Studenten benennt, so läßt sie viele Fragen offen. So empfahl der Vater seinem Sohn, zwischen Kleidung an Werk-, Sonn- und hohen Festtagen zu differenzieren. Diese Unterscheidung erschließt sich aus der Auflistung allerdings nicht. Außerdem läßt sie keine Rückschlüsse auf die von Johann Peter Welle vorgenommene Kombination der Kleidungsstücke zu. Darüber hinaus verschweigt die Quelle Lieblingsstücke wie auch Kleider, die Johann Peter Welle nicht gerne angezogen hatte. Kenntnisse über das individuelle Kleidungsverhalten lassen sich dem Vermächtnis genauso wenig entnehmen wie das Erscheinungsbild des jungen Mannes, zumal keine dinglichen Zeugnisse überliefert sind. Ferner stellt sich die Frage, warum manche Dinge, die sicher vorhanden waren, wie zum Beispiel Handschuhe, nicht aufgeführt wurden.

Letztlich kann von keiner spezifischen Studentenkleidung gesprochen werden, dennoch war es nach Ansicht des Vaters eine Garderobe, mit der ein junger Mann den Eintritt ins Studium wagen konnte. Ob die aufgeführte Ausstattung für das ganze Studium ausreichte, bleibt ebenso offen wie die Frage nach der Höhe der Investitionen für Kleidung, Umänderungen, Reparaturen etc. während des Studiums.

## Anmerkungen

- 1 William Norman Hargreaves-Mawdsley: *A History of Academical Dress in Europe until the End of the Eighteenth Century*. Oxford 1963. – Gabriele Zwergel: *Studententracht und Zeitgeschehen*. Sonderdruck aus der Akademischen Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Wingolfsverbindung zu Würzburg. Würzburg 1981, S. 36-47. – Gitta Böth (Redaktion): *Talare, Wicks und Jeans*. Zur Geschichte der Universitätskleidung in Marburg. Ausst.Kat. Marburg 1977.
- 2 Johann Georg Krünitz: *Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft*, in alphabetischer Ordnung, 176. Theil. Berlin 1841, S. 575.
- 3 Das Büchlein befindet sich im Besitz der Deutschen Gesellschaft für Hochschulkunde e.V. im Institut für Hochschulkunde, Würzburg. Es trägt keine Inventarnummer. Auf die Schrift machte mich der Kustos des Instituts, Herr Ulrich Becker, aufmerksam, dem ich hiermit herzlich danken möchte.
- 4 Carl Benedict Welle: *Die Chronik der Familie Welle*. Mitgeteilt von Ernst Kramer. In: *Buchenblätter*, Bd. 36, 1963, S. 26-27, 34-35, 38-39, 42-43, 46-47, 50-51, 54-55, 58-59, 62-63, 66-67, 70-71, 74-75, 86-87, 90-91, 94-95, 102-103, 106-107, 110-111, 114-115, Bd. 37, 1964, S. 2-3, 6-7, 10-11, 14-15, 18-19, 22-23, 26-27, 30-31, 34-35, 38-39, 42-43, 46-47, 50-51, 54-55, 58-59, 62-63, 66-67, 70-71, 74-75, 78-79, 82-83.
- 5 Amand von Buseck (1737-1756), Adalbert von Waldersdorff (1757-1759), Heinrich von Bibra (1759-1788) und Adalbert von Harstall (1788-1802).
- 6 Christoph Fritzsche-Gregor Karl Stasch (Bearb.): *Hochfürstlich Fuldische Porzellanmanufaktur 1764-1789*. Ausst.Kat. Vonderau-Museum, Fulda, Hetjens-Museum, Düsseldorf. Fulda 1994, bes. S. 9.
- 7 Unter Kleid verstand man im 18. Jahrhundert einen aus Weste, Hose und Rock bestehenden Anzug.
- 8 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 36, S. 63.
- 9 Französische Bezeichnung für Fächer.
- 10 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 36, S. 94.
- 11 Unter Tuch verstand man meist leinwandbindige, gewalkte Wollgewebe, aber auch allgemein »gewebter Zeug, es sey von Flachs, Wolle oder Seiden«; Johann Heinrich Zedler: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, Bd. 45. Leipzig-Halle 1745, Sp. 1411. – Aufgrund der Verarbeitung zu Hemden dürfte das »holländische Duch« ein Leinengewebe gewesen sein, das entweder auf einer der berühmten holländischen Bleichen oder aber auf einer nach holländischer Art arbeitenden Bleiche veredelt worden ist. – Vgl. u. a. Jutta Zander-Seidel: *Textiler Hausrat. Kleidung und Haustextilien in Nürnberg von 1500-1650*. München 1990, S. 343. – Udo Schlicht: *Die innovative Bedeutung einer Veredelungstechnik. Das Bleichwesen im Bielefelder Leinengewerbe*. In: Andreas Beaugrand (Hrsg.): *Stadtbuch Bielefeld. Tradition und Fortschritt in der ostwestfälischen Metropole*. Bielefeld 1996, S. 530-535, bes. 531-532.
- 12 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 36, S. 94.
- 13 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 10.
- 14 Francisca Theresia, Eleonara Friederica Charlotte und Maria Elisabetha Josepha.
- 15 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 10.
- 16 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 10.
- 17 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 19.
- 18 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 19.
- 19 Unter Taft versteht man ein leinwandbindiges Seidengewebe.
- 20 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 58. – Unter Zitz oder Chintz verstanden die Zeitgenossen die aus Indien importierten, geglänzten Baumwollgewebe, »die auf irgend eine Weise mit Farben oder Mustern versehen waren; Christian Gottfried Bohn: *Waarenlager oder Produkten- und Waarenlexikon für Kaufleute, welche das Interessanteste und Brauchbarste aus der Naturgeschichte, Chemie und Technologie, und eine sorgfältige Beschreibung der im Handel vorkommenden Natur- und Kunstprodukte, der Art ihrer Gewinnung und Verarbeitung, ihrer Eigenschaften*

und Kennzeichen, der Oerter, wo sie gewonnen werden, und woher man sie zieht, so wie des Handels mit denselben in alphabetischer Ordnung enthält. Hamburg 1788, Sp. 1058.

- 21 Salop oder Saloppe, negligiertes Kleid in der Art einer Kontusch oder Adrienne, Bezeichnung auch für vergleichbare Kleidungsstücke in halber Länge gebraucht; Edith Ter Meer: *Die Frauenkleidung im Rokoko*. In: *Zeitschrift für Historische Waffen- und Kostümkunde N.F.*, 3-7, 1929-1931, H. 10-12, S. 232-242, 261-268, 291-296, bes. S. 239, Anm. 28 und 29.
- 22 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 47.
- 23 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 47.
- 24 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 22.
- 25 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 31.
- 26 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 35.
- 27 Gregor Richter (Hrsg.): *Die Studentenmatrikel der Adolphsuniversität zu Fulda (1734-1805)*. Veröffentlichungen des Fuldaer Geschichtsvereins, Bd. 15. Fulda 1936, S. 31-32.
- 28 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 46.
- 29 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 54.
- 30 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 22.
- 31 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 62.
- 32 Zur frühen Geschichte der Stipendienstiftungen in Ingolstadt: Heinz Jürgen Real: *Die privaten Stipendienstiftungen der Universität Ingolstadt im ersten Jahrhundert ihres Bestehens*. Ludovico Maximiliana – Universität Ingolstadt – Landshut – München. Forschungen, 4. Berlin 1972, S. 98-101. – Die Stellung von Benz als Domkapitular ist quellenmäßig nicht gesichert. – Das Stipendium sollte in erster Linie Familienmitgliedern zur Verfügung stehen, nur wenn sich in Familienkreisen kein geeigneter Kandidat fand, konnte ein anderer ausgewählt werden. Die Studienförderung war auf einen Zeitraum von fünf Jahren beschränkt, wobei das Stipendium an keine Fakultät gebunden war.
- 33 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 43. – Martin Eisengrein (gestorben 1578) war seit 1562 Theologieprofessor und Pfarrer zu St. Moritz in Ingolstadt, ferner hatte er seit 1570 das Amt des Vizekanzlers und eines Superintendenten bzw. Inspektors an der Universität inne, d.h. er war auch Stellvertreter des Herzogs an der Universität. Eisengrein stiftete 1580 zwei Stipendien in das Ingolstädter Kolleg Georgianum; Real (Anm. 32), S. 102-105, bes. S. 102. Karl Prantl: *Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt*, Landshut, München, Bd.1. München 1872. Nachdr. Aalen 1968, S. 287 und S. 344.
- 34 Rainer Albert Müller (Bearb.): *Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt-Landshut-München*. T. 1, Bd. III, 2. München 1979, S. 221. In den Matrikeln wird er als »Peter von Welle« bezeichnet.
- 35 Ludwig Hammermayer: *Die letzte Epoche der Universität Ingolstadt. Reformer, Jesuiten, Illuminaten (1746-1800)*. In: Theodor Müller-Wilhelm Reissmüller (Hrsg.): *Ingolstadt. Die Herzogstadt – Die Universitätsstadt – Die Festung*, Bd. 2. Ingolstadt 1974, S. 299-357. – Klaus Neumaier: *Das letzte Jahrhundert in Ingolstadt*. In: Laetitia Boehm-Johannes Spörl (Hrsg.): *Die Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt-Landshut-München 1472-1972*. Berlin 1972, S. 177-194.
- 36 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 63, S. 67. – In den Matrikeln der Universität Heidelberg läßt sich Johann Peter Welle allerdings nicht nachweisen, wiewohl Vater Welle genau angibt, wo der Sohn in Heidelberg gewohnt hat.
- 37 Johann Pezzl: *Reise durch den Baierschen Kreis*. 2. erw. Aufl. Salzburg-Leipzig 1784, Nachdr. München 1973, S. 77. – Pezzl spielt auf den Staatsdienst an. Vielfach besuchten die Studierenden noch für ein oder zwei Semester die Landesuniversität in Ingolstadt und schlossen hier ihre Studien ab, um in den bayerischen Staatsdienst treten zu können.
- 38 J. Pezzl (Anm. 37), S. 74.
- 39 Zitiert nach: Siegfried Hofmann: *Ingolstadt von 806-1800*. In: *Die Stadt Ingolstadt an der Donau*. Ein Heimatbuch. München 1963, S. 9-79, bes. S. 78.
- 40 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 59.
- 41 1797 wurde Johann Peter Welle ferner die Verwaltung des Land-

- fruchtmagazins übertragen, 1799 wurde er zum wirklichen Landesober-einnahme Assessor sowie zum Chausseekommissar ernannt. – C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 71, 82. – Herr Dr. Bertold Jäger, Fulda, konnte anhand von Archivstudien Bestallungsurkunden nachweisen, die die in C. B. Welles Erinnerungen genannten Daten zur Ernennung des Assessors um ein Jahr vorverlegen. Für diesen Hinweis möchte ich Herrn Dr. Jäger freundlichst danken. – Um 1810 war Welle großherzoglicher Präfektur- und Finanzrat.
- 42 C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 59.
- 43 Dem Studenten standen zwei Zimmer zur Verfügung, die der Vater mit 24 fl. extra zahlen mußte. Hinzu kamen Kosten für das Bett, das Brennholz, das Licht und die Getränke. – C. B. Welle (Anm. 4), Bd. 37, S. 89.
- 44 Das Spielgeld ist vergleichbar mit dem Taschengeld, mit dem man kleinere Bedürfnisse bestreiten kann.
- 45 Seit 1780 war Josef Haltmayr Regens des Georgianums. Seine Aufgabe war es u. a., auf ein gottesfürchtiges Leben der ihm anvertrauten Studenten zu achten und ihren Fleiß zu kontrollieren; Prantl (Anm. 33), S. 693.
- 46 Die Angst des Vaters, daß der Sohn der »größten Krankheit des Zeitalters« erlegen und sein Geld »verprassen« könnte, war durchaus gerechtfertigt. So las man über das studentische Leben noch 1841: »In Hinsicht des Genusses wird getrunken, gefochten, gespielt, sowohl Kartenspiele, als Schach-, Billard-, Kegel-Spiele, je nachdem auf einer Universität mehr oder weniger die Trunk- oder Spielsucht herrscht«. J. G. Krünitz (Anm. 2), 176. Theil. Berlin 1841, S. 626. – Besonders das Billardspiel war unter den Studenten beliebt. – Richard und Robert Keil: Geschichte des jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548-1858). Leipzig 1858, S. 139. – Helga Maria Kühn: Studentisches Leben im Göttingen des 18. Jahrhunderts nach zeitgenössischen Berichten, Briefen, Reisebeschreibungen und Akten des Stadtarchivs. In: Göttingen im 18. Jahrhundert. Eine Stadt verändert ihr Gesicht. Ausstellungsbeigleitband. Göttingen 1987, S. 145-182, bes. S. 165, 170-172.
- 47 Dieser Erbteil bestand aus einem Erbe in Höhe von 7154 Gulden ohne die umfangreiche Bibliothek und ohne den Anteil am Wohnhaus. Diese Angaben sind dem Abschiedsbrief des Vaters von 1799 entnommen. Der Brief befindet sich im Besitz der Deutschen Gesellschaft für Hochschulkunde e.V. im Institut für Hochschulkunde, Würzburg.
- 48 Ungeschertes Wollgewebe; Claudia Selheim: Das textile Angebot eines ländlichen Warenlagers in Süddeutschland 1778-1824, Bd. 1. Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 53. Würzburg 1994, S. 82-83.
- 49 Gros de Tours, in der Regel Seidengewebe in abgeleiteter Leinwandbindung mit ripsartigem Charakter, bei dem der Schuß jeweils durch zwei Fäden gebildet wird. Nach Definitionen in Warenlexika des 18. Jahrhunderts konnte der Schuß bis zu zwölf Einschlagfäden besitzen. Es gab jedoch auch Halbseidengewebe, die mit diesem Namen belegt waren.
- 50 Atlas, ein fünf- oder mehrbindiges Gewebe, bei dem sich die Bindungspunkte nicht berühren, vielfach aus Seide.
- 51 Dunkelrot bzw. mohnfarben; Carl Günther Ludovici: Neu eröffnete Academie der Kaufleute, oder encyclopädisches Kaufmannslexicon alles Wissenswerthen und Gemeinnützigten in den weiten Gebieten der Handlungswissenschaft und Handelskunde überhaupt. Neubearb. von Johann Christian Schedel. 6 Theile. Leipzig 1797-1801, bes. Theil 5. Leipzig 1800, Sp. 265.
- 52 Ein Baumwollgewebe; C. Selheim (Anm. 48), S. 243-244.
- 53 Ein körperbindiges, in sich gemustertes Leinen- oder Baumwollgewebe; C. Selheim (Anm. 48), S. 217.
- 54 Musselin: locker gewebtes Baumwollgewebe aus wenig gedrehten Fäden.
- 55 Bildzeuchen: damastgemustert.
- 56 Tombak: eine rote bis gelbe Kupfer-Zink-Legierung, zum Teil auch vergoldet.
- 57 Ein »enger« Kamm war auch unter der Bezeichnung Staubkamm be-
- kannt und diente dazu, die Haare vom Staub zu reinigen; Heinrich Kühn: Handbuch der Kammacher, Horn- und Beinarbeiter. Weimar 1841, S. 78.
- 58 Gemeint ist: Des Peplier: Nouvelle et parfaite Grammaire royal française. Neue und vollständige Grammatik, mit sehr nützlichen Regeln vermehrt. Leipzig 1782. – Seit 1774 unterrichtete in Ingolstadt ein französischer Sprachmeister an zwei Wochentagen die Studenten in Französisch, der Diplomatensprache Europas seit dem Dreißigjährigen Krieg; K. Prantl (Anm. 33), S. 694. – Carl Benedict Welle war daran gelegen, daß der Sohn die französische Sprache lernte. Seine Vorliebe für diese Sprache zeigt sich auch in der Anrede »Mein liebster Sohn Jean Pierre« zu Beginn der Maßregeln. Zudem weist sich Welle bei Verwendung dieser Fremdsprache als Bürger der führenden Gesellschaftsschicht aus.
- 59 Unter dem Postpapier verstand man eine feine Sorte Schreibpapier, »welches sich wegen seiner Feinheit und Leichtigkeit besonders zu solchen Briefen schicket, welche mit der Post gehen sollen«; Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, 3. Theil. Wien 1808, Sp. 816.
- 60 Lothar Diemer: Einnahmen und Ausgaben des Studenten Carl Olivier Timotheus Migault aus Bremen in Jena und Göttingen 1791-1795. In: Jahrbuch der Wittheit zu Bremen, Bd. 16, 1972, S. 65-123. – Siehe auch Waltraud Dölp: Ein Hauch von Eleganz. 200 Jahre Mode in Bremen. Hefte des Focke Museum, Bd. 65. Bremen 1984, S. 37-38.
- 61 Otto Lautz: Jenaer Universitätsleben in den Jahren 1793-1795. Aus den Briefen zweier nassauischer Studenten. In: Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde, N.F. Bd. 35, 1941, S. 206-218, S. 208.
- 62 J. C. Adelung (Anm. 59), 3. Theil. Wien 1808, Sp. 67. – J. G. Krünitz (Anm. 2), 84. Theil. Berlin 1801, S. 3.
- 63 Johann Heinrich Campe: Wörterbuch der deutschen Sprache, 3. Theil. Braunschweig 1809, S. 207.
- 64 J. G. Krünitz (Anm. 2), 192. Theil. Berlin 1847, S. 485-486.
- 65 Margarete Braun-Ronsdorf: Modische Eleganz. München 1963, S. 43.
- 66 Journal des Luxus und der Moden, Bd. 2, 1787, S. 331.
- 67 Gregor Karl Stasch: Johann Andreas Herrlein und die barocke Malerei in Fulda. Ausst. Kat. Vonderau-Museum, Fulda 1991, S. 181, Kat.Nr. 159.
- 68 Walter Stengel: Guckkasten. Altberliner Curiosa. Berlin 1962, S. 23.
- 69 C. Selheim (Anm. 48), S. 129.
- 70 W. Dölp (Anm. 60), S. 37. – Michel Pastoureau: Des Teufels Tuch. Eine Kulturgeschichte der Streifen und gestreiften Stoffe. Frankfurt-New York 1995.
- 71 Der Student Migault schien eine ausreichende Ausstattung an Hemden mit ins Studium genommen zu haben, da er nie ausdrücklich den Erwerb eines Stoffes für die Verarbeitung zu einem Hemd oder die entsprechende Ausgabe für einen Schneider genannt hatte. Ob das im März 1795 gekaufte schlesische Leinen zur Herstellung eines Hemdes dienen sollte, ist aus der Quelle nicht zu erschließen; L. Diemer (Anm. 60), S. 65-123.
- 72 Karin Hausen: Große Wäsche. Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft, Bd. 13, 1987, S. 273-303, bes. S. 275.
- 73 Manuel Frey: Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland 1760-1860. Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 119. Göttingen 1997, S. 125-126.
- 74 Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 6. Leipzig 1885, Sp. 501.
- 75 J. G. Krünitz (Anm. 2), 100. Theil. Berlin 1805, S. 241 f.
- 76 Almut Junker – Eva Stille: Zur Geschichte der Unterwäsche 1700-1960. Kleine Schriften des Historischen Museums Frankfurt, Bd. 39. 2. Aufl. Frankfurt 1988, S. 208.
- 77 J. G. Krünitz (Anm. 2), 83. Theil. Berlin 1801, S. 790.
- 78 A. Junker – E. Stille (Anm. 76), S. 13.
- 79 J. C. Adelung (Anm. 59), IV. Theil. Wien 1808, Sp. 913.

- 80 A. Junker – E. Stille (Anm. 76), S. 81. – J. G. Krünitz (Anm. 2), 199. Theil. Berlin 1849, S. 426.
- 81 J. G. Krünitz (Anm. 2), 199. Theil. Berlin 1849, S. 426.
- 82 L. Diemer (Anm. 60), S. 65-101; es ist natürlich möglich, daß Migault in seiner »Grundausstattung« an Kleidung bereits Unterhosen besaß.
- 83 J. G. Krünitz (Anm. 2), 145. Theil. Berlin 1827, S. 116.
- 84 Hierzu auch: Eva Nienholdt: Der Schlafrock. In: Waffen- und Kostümkunde, Bd. 9, 1967, S. 105-116.
- 85 M. Frey (Anm. 73), S. 129.
- 86 Ob Carl Benedikt Welle wie der Vater von Henriette Herz (1764-1847) werktags einen kattunen und nur sonntags den damastenen Schlafrock trug, bleibt fraglich; W. Stengel (Anm. 68), S. 14.
- 87 Vier Jahre zuvor hatte er seinem Schwiegersohn gleichfalls einen Schlafrock aus Baumwolle geschenkt.
- 88 W. Stengel (Anm. 68), S. 17. – So hielt auch Daniel Chodowiecki in seinem Kupferstich »Eltern Glück«, um 1760, den jungen Vater in einem gestreiften Schlafrock fest.
- 89 Alheidis von Rohr: Männer – in Schlafrock und Hausmütze. In: Heimatland. Zeitschrift für Heimatkunde, Naturschutz und Kulturpflege 1989, S. 73-77, bes. S. 73.
- 90 Konrad Lengfelder (Hrsg.): Dendrono Puschners Natürliche Abschilderung des academischen Lebens in schönen Figuren ans Licht gestellt. 2. Aufl. Altdorf 1993, S. 8.
- 91 W. N. Hargreaves-Mawdsley (Anm. 1), S. 172. – R. und R. Keil (Anm. 46), S. 157.
- 92 J. G. Krünitz (Anm. 2), 176. Theil. Berlin 1841, S. 626.
- 93 Die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg 1743-1993. Geschichte einer deutschen Hochschule. Hrsg. vom Stadtmuseum Erlangen. Veröffentlichungen des Stadtmuseums Erlangen, Bd. 43. Erlangen 1993, S. 420.
- 94 Möglicherweise handelt es sich bei den Baumwollhauben auch um gestrickte Zipfelmützen.
- 95 Hans-Friedrich Foltin: Die Kopfbedeckungen und ihre Bezeichnungen. Beiträge zur deutschen Philologie, Bd. 26. Gießen 1963, S. 62 und S. 248.
- 96 Vgl. auch das um 1788/1790 entstandene Selbstbildnis des Malers Johann Christoph von Rincklake, das den Maler mit hohem Hut mit geschweiften Krempe zeigt; Hildegard Westhoff-Krummacher: Johann Christoph Rincklake. Ein westfälischer Bildnismaler um 1800. München-Berlin 1984, S. 296-297, Kat.Nr. 38.
- 97 J. G. Krünitz (Anm. 2), 27. Theil. Brünn 1789, S. 158.
- 98 François Alexandre Pierre de Garsault: Die Paruckenmacherkunst, oder von dem Barbieren, Haarschneiden, der Verfertigung der Manns- und Weibsparucken, dem Handel mit den alten Parucken und der Baderey. In: 8. Theil der Künste und Handwerke. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Daniel Gottfried Schreber. Leipzig-Königsberg 1769, S. 13, 74 u. 75.
- 99 Weitere Angaben bei C. Selheim (Anm. 48), S. 314-315.
- 100 J. G. Krünitz (Anm. 2), 20. Theil. Brünn 1788, S. 530. – Entsprechend zuvor auch F.A.P. de Garsault (Anm. 98), S. 15.
- 101 Vgl. G. K. Stasch (Anm. 67), S. 181, Kat.Nr. 159.
- 102 F. A. P. de Garsault (Anm. 98), S. 15.
- 103 Abbildungen von Studenten aus dem deutschsprachigen Raum auf Stammbuchblättern verdeutlichen gleichfalls seit etwa 1730 die Beliebtheit von Haarbeutelperücken; Lotte Kurras: Zu gutem Gedenken. Kulturhistorische Miniaturen aus Stammbüchern des Germanischen Nationalmuseums 1570-1770. München 1987, S. 29, 43-44, 46-47, 57.
- 104 Friedrich Nicolai: Über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken in alten und neuern Zeiten. Eine historische Untersuchung. Berlin-Stettin 1801, S. 119.
- 105 J. G. Krünitz (Anm. 2), 108. Theil. Berlin 1808, S. 636.
- 106 M. Frey (Anm. 73), S. 128.
- 107 Karl Philipp Moritz: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Berlin 1785. Ausgabe hrsg. von Wolfgang Martens. Stuttgart 1986, S. 487.
- 108 K.P. Moritz (Anm. 107), S. 495.
- 109 Zitiert nach M. Frey (Anm. 73), S. 218.
- 110 So zählte noch 1805 die Beutelperücke in Frankfurt am Main unter anderen zu den Meisterstücken, die ein Geselle, der die Meisterschaft erlangen wollte, anfertigen mußte; Rolf Walther: Über den Umgang mit Perücken und Perückenmachern. Aus dem Alltag der Mode im 18. Jahrhundert. In: Waffen- und Kostümkunde, Bd. 20, 1978, S. 19-32, 73-94, Bd. 21, 1979, S. 121-134, hier Bd. 20, 1978, S. 30.
- 111 Maria Jedding-Gesterling-Georg Brutscher (Hrsg.): Die Frisur. Eine Kulturgeschichte der Haar mode von der Antike bis zur Gegenwart. Ausst.Kat. Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg 1990.
- 112 L. Diemer (Anm. 60), S. 65-123.
- 113 W. Dölp (Anm. 60), S. 37. – Die von Migault erworbenen Zopfbänder sprechen dafür, daß er einen Zopf trug.
- 114 Karl Wilhelm Volz: Beiträge zur Geschichte der Leinwandfabrikation und des Leinwandhandels in Württemberg. In: Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie 1855, Heft 1, S. 148-184, bes. S. 163.
- 115 Journal des Luxus und der Moden (Anm. 66), S. 96.
- 116 Vgl. das Bild von Carl Benedict Welle.
- 117 J. G. Krünitz (Anm. 2), 200. Theil. Berlin 1850, S. 69/70.
- 118 J. G. Krünitz (Anm. 2), 176. Theil. Berlin 1841, S. 136.
- 119 J. G. Krünitz (Anm. 2), 14. Theil. Brünn 1788, S. 228.
- 120 A. Junker – E. Stille (Anm. 76), S. 24.
- 121 J. G. Krünitz (Anm. 2), 176. Theil. Berlin 1841, S. 137.
- 122 J. G. Krünitz (Anm. 2), 148. Theil. Berlin 1828, S. 682.
- 123 J. G. Krünitz (Anm. 2), 174. Theil. Berlin 1840, S. 47.
- 124 J. G. Krünitz (Anm. 2), 174. Theil. Berlin 1840, S. 40. – Postillionen trugen im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts sogenannte Postillionstiefel, die so steif waren, daß man sich in ihnen schwerlich zu Fuß fortbewegen konnte. Sie wurden zudem zunehmend steifer und größer. Laut Weber war für diesen Stiefeltypus die halbe Stulpe charakteristisch, laut Krünitz die ganze. Vermutlich entsprechen den Postillionstiefeln bei Krünitz die schweren Reitstiefel oder Kürassierstiefel. Ob sie zum Schuhwerk des jungen Welles gehörten, muß dahin gestellt bleiben; R.E. Weber: Postillionstiefel. In: Waffen- und Kostümkunde, Bd. 23, 1964, S. 18-28. – J. G. Krünitz (Anm. 2), 148. Theil. Berlin 1828, S. 693.
- 125 J. G. Krünitz (Anm. 2), 148. Theil. Berlin 1828, S. 637-638. – So bevorzugten auch die jenaischen Studenten um 1780 Kanonenstiefel; R. und R. Keil (Anm. 46), S. 157.
- 126 J. G. Krünitz (Anm. 2), 148. Theil. Berlin 1828, S. 701.
- 127 Der Student Migault listet zwar auch Ausgaben für Stiefel auf, unterschied allerdings nicht zwischen einzelnen Gattungen; L. Diemer (Anm. 60), S. 65-123.
- 128 J. G. Krünitz (Anm. 2), 174. Theil. Berlin 1840, S. 55.
- 129 Wolfgang Oppelt: Erforschung des ländlichen Schmucks. In: Ländlicher Schmuck aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Eine Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. Hrsg. von Bernard Deneke. Nürnberg 1982, S. 15. – Vgl. auch J. und W. Grimm (Anm. 74), Bd. 10,2, Sp. 2791-2792.
- 130 Jahre später trug auch der Schriftsteller E.T.A. Hoffmann (1776-1822) grüne Saffianpantoffeln zum Schlafrock; W. Stengel (Anm. 68), S. 37.
- 131 J. G. Krünitz (Anm. 2), 106. Theil. Berlin 1807, S. 386.
- 132 M. Frey (Anm. 73), S. 173.
- 133 Johann Wolfgang Goethe: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, Bd. 1. Hrsg. von Walter Hettche. Stuttgart 1991, S. 268.

#### Abbildungsnachweis

Fulda, Vonderau-Museum: 1; Würzburg, Institut für Hochschulkunde 2-4.